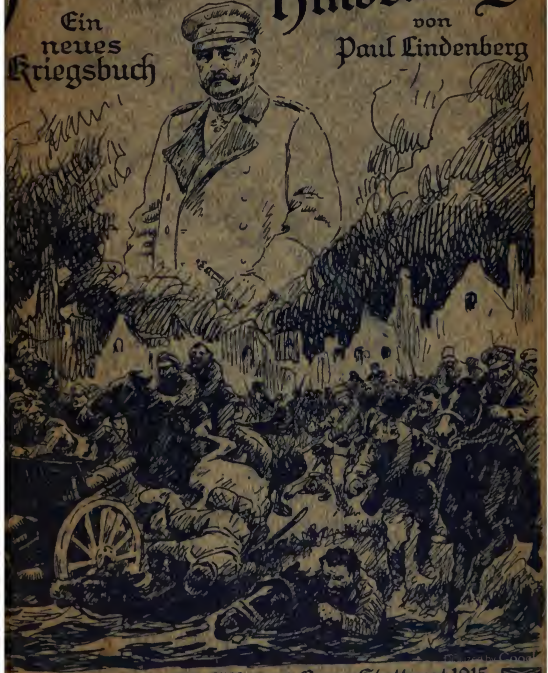
Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs

Ein neues Kriegsbuch

von Paul Lindenberg



Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart 1915

Beim
Armee-Oberkommando Hindenburgs

Ein neues Kriegsbuch

von

Paul Lindenberg

1.—6. Tausend

Stuttgart 1915
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meiner geliebten Frau

gewidmet.

Vorwort.

In meinem ersten Kriegsbuche: „Gegen die Russen mit der Armee Hindenburgs“ (Leipzig, S. Hirzel) konnten die miterlebten kriegerischen Ereignisse im Osten nur bis Anfang November berücksichtigt werden.

Im ersten Teile dieses neuen Kriegsbuches folgen die weiteren Schilderungen bis zum Schluß des denkwürdigen Jahres 1914.

Der zweite Teil vereint allerhand Stimmungen und Eindrücke, auch in erzählender Form, die inmitten des gewaltigen Ernstes jener im Felde verlebten großen Zeit entstanden sind. Sie bilden eine vielleicht willkommene Ergänzung zu den in erregten und bewegten Stunden niedergeschriebenen Beobachtungen der unmittelbarsten Wirklichkeit. Auch sie aus der frischesten Gegenwart geschöpft, und in ihrer Weise das gewaltige Völkerringen veranschaulichend.

Möge das zweite Kriegsbuch sich derselben freundlichen Aufnahme erfreuen, wie das erste. Möchte es weitesten Kreisen abermals eindringlich

künden vom Heldenmut und der Aufopferungsfreudigkeit der waffenfrohen Söhne unseres Volkes auf dem östlichen Kriegsschauplatze! Möchte es jenseits unserer heimischen Grenzen wiederum den Beweis liefern, daß wir auch hier mit reinen Händen die Waffen geführt!

Paul Lindenberg.

Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs.

Sie wurden hart und unvermutet aus ihrer beschaulichen Ruhe und Weltabgeschlossenheit gerissen, die traulichen Städtchen und beschaulichen Ortschaften Ostpreußens, als das drohende Kriegsgewitter jäh losgebrochen. Wie oft hatten sie sich's gewünscht, genannt und bekannt zu werden, wie oft gehofft, die Aufmerksamkeit der Leute „da draußen" im großen Deutschen Reiche auf sich zu ziehen, damit sich zu ihnen die reiselustigen Besucherscharen wenden möchten, um die feinen, stimmungsreichen landschaftlichen Schönheiten dieses etwas abseits gelegenen kernigen deutschen Gaues kennen zu lernen.

Und nun war's geschehen!

Aber anders, als man's erwartet!

Plötzlich flogen die Namen jener Städtchen und Ortschaften dahin und waren in Aller Munde, und weit zahlreicher, wie man es je gedacht, stellten sich

die Besucher ein: in Wehr und Waffen jedoch, um die deutsche Heimat vor dem drohenden, hier und da schon stattgefundenen Einbruch der russischen Barbaren zu schirmen!

Die Einen kamen, die Andern gingen!

Hier fluteten die Russen verheerend heran, denen sich die Unsrigen aufopferungsbereit entgegen warfen, da flüchteten die Einwohner zu vielen Tausenden, bis zur Weichsel, bis jenseits derselben, mit den nötigsten, den wertvollsten Stücken ihrer Habe. Und mit ihnen zogen allerhand dumpfe Gerüchte dahin, die Gemüter beängstigend und bedrückend, von den furchtbaren Greueln, welche die Fremdlinge verübt, von der Vernichtung jahrhundertelangen Wohlstandes, von Raub und Mord und Feuersbrunst!

Viele, gar viele, hatten Ostpreußen schon verloren gegeben und sagten dasselbe Schicksal Westpreußen voraus.

Schlimme Propheten und üble Schwarzseher erblickten die Russen bereits an der Oder!

Da erstand den bedrängten Grenzprovinzen der Retter und Helfer: von Hindenburg!

Von Hannover aus, wo ihn, vom westlichen Kriegsschauplatz kommend, sein Generalstabschef Generalmajor Ludendorff im Sonderzuge erwartete, war General von Hindenburg, der garnicht Zeit gehabt, seine Uniformen zu ergänzen und zu erneuern, in ununterbrochener Fahrt nach dem Osten geeilt.

Unterwegs wurde der Kriegsplan ausgearbeitet,

wurde beschlossen, zunächst die über Mlawa—Soldau herandrängende Narew-Armee, mit dem im Militärbezirk Warschau stehenden hervorragenden Armeekorps, im ganzen über 200 000 Mann, anzugreifen, und sich dann der Wilna-Armee, welche die russische Heeresleitung auf Gumbinnen—Insterburg angesetzt hatte, zuzuwenden, da dem Vormarsche der letzteren Königsberg ein Halt gebieten würde.

Zur Durchführung des ersten Plans war es nötig, die noch bei Gumbinnen—Insterburg befindlichen Truppen, hauptsächlich das Ostpreußische Korps, das sich schon tätig und erfolgreich mit den Gegnern gemessen, sofort heranzuziehen, was besonders mit Hilfe der Bahn gelang. Die Lokomotiven leisteten damals — und auch später — die wichtigste Hilfe. Gleichzeitig wurden aus Posen, Thorn, Graudenz alle nur verfügbaren Kräfte herangebracht zu dem vom neuen Oberbefehlshaber von Hindenburg angeordneten ungeheuren Kesseltreiben, dessen Mittelpunkt das geschichtlich denkwürdige Tannenberg war, mit welchem später die Schlacht in engste Verbindung gebracht wurde.

Das Armee-Oberkommando — von allen nur kurz das ‚A-O-K‘ genannt — befand sich während des neuen An- und Aufmarsches erst in Riesenburg, dann in Deutsch-Eylau und in Osterode, das hauptsächlich der Mittelpunkt der weltgeschichtlichen strategischen Entschlüsse wurde.

Ein stilles, hübsches Städtchen, dies Osterode,

an schilfumsäumtem, waldumrahmtem See gelegen, in dessen klaren Fluten sich das graue Gemäuer der Überbleibsel eines alten Ordensschlosses widerspiegelt. Trutzige Helden hatte es einst beherbergt, die den mit dem spitzeckigen Kreuz gezierten weißen Mantel der deutschen Ordensritter trugen und oft genug von hier aus die slawischen Feinde bekämpften.

Später hatte in diesem Schloß, das mehr einem verwitterten Kastell ähnelt, der erste Napoleon geweilt, der Preußen niedergerungen und von hier aus triumphierend an den König von Neapel geschrieben: „Die preußische Monarchie ist zertrümmert! Nun schlage ich mich herum mit den Russen, den Kalmücken, den Kosaken, dieser nordischen Brut, die ja einst über das Römische Reich herfielen."

Und im Rathause des Städtchens, das sich inmitten des großen Marktes erhebt und diesen in zwei Teile gliedert, hatte Napoleon jenes Preußens gespottet, das ihm getrotzt und an dessen äußerstem Grenzpunkt er nun siegreich angelangt war. Vor ihm geflohen das Königspaar, das wenige Monde vorher in einem der Häuser am Markt seinen Wohnsitz genommen, auf das tiefste erschüttert durch die schweren Schicksalsschläge, aber nicht gedemütigt und gebeugt, wie es Napoleon gedacht, denn im Gegensatz zu den Ratschlägen der Mehrzahl seiner Minister, lehnte Friedrich Wilhelm III. die Anerbietungen Napoleons, die ihm dieser hier durch Duroc hatte unterbreiten lassen, ab.

Auf demselben Marktplatze hielten jetzt in musterhafter Ordnung unsere Kolonnen, mit Munition, mit Verpflegungsvorräten, mit den Apparaten der Feldtelegraphie, der Funker- und Scheinwerfer-Abteilungen, mit den Aushilfsmitteln für die Flugzeuge. Daneben die Gefährte für Röntgendurchstrahlung, die Lazarettautos, die Autoomnibusse für Ärzte und Pflegerinnen; und auch die Feldpost mit gespornten und bewaffneten Postillonen harrte, gleich den Wagen der Feldküchen und Feldbäckereien, der Abfahrt. Dann gewaltige Wagen mit riesigen Fässern, die Benzin bargen, andere mit den Pontons der Pioniere, ferner zur kurzen Rast bestimmte, mit grauem Plantuch bespannte Gepäckwagen einzelner Truppenteile, die bereits voranmarschiert waren.

Und vorbeizogen auf ländlichen Fahrzeugen aller Art viele hunderte und aberhunderte von Flüchtlingen. Meist ältere Männer, da ja die übrigen unter den Waffen standen, Frauen und viele, viele Kinder. Sechs-, acht-, zehnjährige blonde Knaben saßen auf den Handpferden, sicher und selbstbewußt, als ob sie den Schutz der ganzen Familie übernommen. Der feste, kernige Charakter der ostpreußischen Bevölkerung zeigte sich hier in hellem Licht. Kein Klagen und Jammern, kein Weinen und Verzweifeln. Ruhig, geduldig, fügten sich all diese wackeren Menschen, die Heimat, Haus und Hof verlassen hatten und einer ungewissen Zukunft entgegen sahen, in das Unvermeidliche, auch sie in den Stunden der Not und

Gefahr ihre Opfer, und zwar sehr schwere, für das Vaterland bringend.

Ein einziger, unbedingter Wille schien in dem Städtchen und weit, weit darüber hinaus unsichtbar, aber doch sehr merkbar, alles zu regeln und im gegebenen Augenblick in Bewegung zu setzen, um aufs pünktlichste zum angegebenen Ziele zu gelangen. Dieser Wille war jener des Oberbefehlshabers von Hindenburg. Mit seiner nächsten militärischen Umgebung hatte er seinen Wohnsitz in einem der kleinen Hotels des Städtchens genommen, für sich zwei der einfachen Zimmer im ersten Stockwerk beanspruchend, bescheiden auch in dieser Hinsicht.

In dem unteren Speisezimmer, in welchem sich mittags und abends die Offiziere seines Stabes zu den schnellen gemeinsamen Mahlzeiten einfanden, trat er uns zum ersten Male entgegen. An einem kleinen Tischchen, nahe einem der Fenster, das Gelegenheit bot, alles Militärische draußen auf der schmalen Hauptstraße zu beobachten, nahm der Generaloberst mit General Ludendorff — dieser meist schweigsam und in sich versunken — Platz. Freundlich erwiderte er die Grüße der Offiziere und empfing dringende Meldungen, die sporenklirrende Meldereiter, Ordonnanzen, Radfahrer und Feldjäger, welche draußen ihre Autoräder und Pferde gelassen, brachten.

Groß, stämmig, mit kurzem, vollem grauweißem Haar und grauem großem Schnurrbart; unter der energisch gemeißelten Stirn und den scharf hervor-

tretenden Brauen die prüfend blickenden blauen Augen, denen nichts zu entgehen schien; das gebräunte Gesicht mit dem Ausdruck ruhiger Überlegenheit und Sachlichkeit; die ganze Erscheinung, das ganze Sichgeben des Feldherrn ein Bild der Kraft und Entschlossenheit.

Abgesehen von der kurzen Mittagspause weilte der Oberbefehlshaber von früh bis spät in dem in der baumbesäumten Fasanenstraße gelegenen Mädchen-Lyzeum, in das statt der lernbegierigen, hellgekleideten höheren Töchter plötzlich der Kriegsgott mit seinen feldgrauen Jüngern den Einzug gehalten.

Denn hier hatte das Armee-Oberkommando sein Heim aufgeschlagen. Und hier liefen alle Fäden des tagelangen Ringens um Tannenberg zusammen. Hier wurden in dem nüchternen, weißen Schulzimmer, dessen Wände mit großen Karten des östlichen Kriegsschauplatzes behängt waren und in welchem auf schnell zusammengeschlagenen hölzernen Tischen die Generalstabskarten mit den eingesteckten bunten Fähnchen lagen, die entscheidendsten Entschlüsse gefaßt und deren umgehende Ausführung angeordnet.

Tag und Nacht arbeiteten hier Telegraph und Fernsprecher, fortgesetzt langten schriftliche dringliche Mitteilungen an; Offiziere aller Waffengattungen, darunter auch solche in schmucken österreichischen Uniformen, gingen aus und ein, Beamte der Feldpost brachten Briefe und Telegramme, die Soldaten der Stabswache mit dem adlerverzierten Brustschild

wechselten mit den grün uniformierten Gendarmen, und mit dem ungeduldigen Wiehern der von Burschen gehaltenen Pferde vermischten sich die in bestimmten Tönen erschallenden Hupenzeichen der Autos.

Zu letzteren deutschen Ursprungs gesellten sich auch russische: man brachte gefangene Generale — unter ihnen jene des XIII. und XV. Armeekorps, Klujew und Martos — wie höhere Offiziere hierher, die von den russisch sprechenden Offizieren unserer Nachrichten-Abteilung in eine ‚nähere Unterhaltung' gezogen wurden. Aber die dabei erhaltenen Mitteilungen waren nicht immer ganz zuverlässiger Art; die Proben auf die Richtigkeit der Aussagen ergaben, besonders im Vergleich mit den Meldungen unserer Flieger, häufig ein anderes Ergebnis.

Ein Zug Infanterie bildete die Bewachung des Heims des Armee-Oberkommandos, und Posten verhinderten jegliche Annäherung Unberufener. Trotz des vielen Hin und Her ging es ernst und verhalten in den Gängen, auf den Treppen, den Fluren und Zimmern des baumumrauschten Gebäudes zu, vor welchem die kleine, steife Flagge mit dem schwarz-weißen Schild auf rotem Grund angebracht war. Im Innern nahe der Haupttreppe waren auf Schultafeln die neuesten Erlasse des Oberbefehlhabers sowie die jüngsten Nachrichten der Ereignisse von den verschiedenen Kriegsschauplätzen angeschlagen.

Das A.-O.-K.: nur wer, wie Schreiber dieses, ihm zugeteilt gewesen, wer einen Einblick in sein so

vielfach zusammengesetztes Getriebe gewonnen, kann sich eine Vorstellung von der Bedeutung, den Pflichten und Arbeiten dieser obersten Heeresbehörde machen. Über ein Dutzend mannigfaltiger Abteilungen bilden seine einzelnen Glieder, jede derselben hat seine besonderen Aufgaben, für die wieder berufene Offiziere unter ihrem höheren Vorgesetzten bestimmt sind. Rad um Rad greift aufs genaueste in diese wunderbare Maschinerie ein, die in musterhafter Ordnung, erstaunlicher Pünktlichkeit und beispielloser Gewissenhaftigkeit arbeitet.

Und das verantwortliche Haupt ist der Oberbefehlshaber, dem man natürlich nur die wichtigsten Dinge unterbreitet, denn seine Haupttätigkeit bilden ja die taktischen Entschlüsse, die nach den Beratungen mit dem Generalstabschef festgelegt werden, und deren umgehende, genaueste Durchführung dann angeordnet und überwacht wird.

Jene Entschlüsse werden meist im Heim des A.-O.-K. gefaßt, an der Hand der Vorbestimmungen, der sofort gemeldeten Ereignisse, der Erkundungen der Flieger, der telephonischen und telegraphischen Benachrichtigungen, der Funkensprüche, der bei gefallenen oder gefangenen Offizieren gefundenen Befehle und geheimen Dokumente.

Daß der Oberbefehlshaber auf dem Kampffelde selbst unmittelbar in die Schlacht eingreift, dürfte diesmal im Osten nicht vorgekommen sein. Zu umfangreich ist ja das Gelände — jenes der Schlacht bei

Tannenberg etwa fünfmal größer wie das der Schlacht bei Sedan — und zu abweichend von den früheren gewaltigen Zusammenstößen der Heere sind jetzt die Kampfbedingungen. Und gewaltige Schlachten, die sofort die Entscheidung herbeiführten, hat es ja dies-mal nicht gegeben; sie setzten sich fast immer aus tagelang währenden Einzelkämpfen zusammen, die dann das erstrebte siegreiche Ergebnis für unsere Waffen hatten.

Mehrmals benutzte von Osterode aus General von Hindenburg das graue, mit dem preußischen Adler gezierte und mit der oben erwähnten Flagge des A-O-K versehene Armee-Auto zu weiten Erkundungsfahrten und empfing bei einer derselben auch eine für den Feind sehr folgenschwere Fliegermeldung, aber, wie schon ausgeführt, verblieb er die meiste Zeit in jenem Lyzeum und ließ von dort aus durch den lebend-ehernen Ring den in die klug gestellte Falle gelockten Feind umschließen.

Gab es einmal einige freie Minuten in der eiserne Nerven und zähe Körperkräfte erfordernden, unermüdlichen Tätigkeit, so wurden sie zu einem Briefe benutzt, der täglich geschrieben ward, als liebe Erholung und als willkommene Ausspannung, und der täglich auf dem Umschlag die gleiche Aufschrift trug: „An Frau Gertrud von Hindenburg. Hannover, Holzgraben." — —

Aus dem Kriegstagebuche bis Mitte September.

Osterode, 29. August.

Das Fenster meines freundlichen Bürgerquartiers geht nach dem Marktplatz hinaus, in dessen Mitte sich das kleine, turmverzierte Rathaus erhebt. Vom Schreibtisch schweifen meine Augen hinunter, sie werden oft so gefesselt, daß die Arbeit liegen bleibt. Von früh bis spät das regste militärische Leben. Bald halten hier Munitions- und Proviantkolonnen, bald die Autos des Roten Kreuzes, in die man verschiedene Berliner Kraftomnibusse verwandelt, dann die Wagen der Telegraphen- und Funkenspruch-, wie Scheinwerfer-Abteilungen, dazwischen oder auch gesondert jene der Feldpost. Vorüber rasseln die Batterien, die schwarz-weißen Fähnchen verschiedener Kavallerie-Abteilungen flattern lustig im Winde, einzelne Kompagnien Infanterie treten an in straffer Gliederung, die Feldwebel und Unteroffiziere prüfen genau, wie auf dem Exerzierplatz,

die Gewehre, sie nehmen sie in die Hand, lassen den Drücker schnappen, schauen in die Läufe. Die scharfen Signale der mit kleiner, viereckiger, schwarz-rot-weißer Flagge gekennzeichneten grauen Autos des Armee-Oberkommandos ertönen, alles macht Platz, das Ziel ist ein von alten Linden beschattetes Töchter-Seminar, in welchem Generaloberst von Hindenburg mit seinen Offizieren seinen Sitz aufgeschlagen.

Immer aufs neue erstaunlich ist die Ruhe, die Ordnung, die Sicherheit, die sich, wie ich es fortwährend beobachten kann, in dieser ungeheuren Heeres-Maschinerie ausprägt. Alles scheint nur einem einzigen Willen zu gehorchen, kennt nur unbedingteste Disziplin, wird auf den bestimmten Punkt hingeleitet. Alle haben festestes Zuvertrauen zur obersten Heeresführung, zu ihren Offizieren. Ein frischer, flotter Zug geht durch das Ganze, das muß zum Erfolge führen, muß den Sieg verbürgen!

Diese Siegeszuversicht hegen auch die Soldaten, die Verwundeten, welch letztere zahlreich auf dem Bürgersteig entlang wandern, die einen humpelnd, die anderen mit verbundenem Arm oder Hand, jene am Kopf verletzt, bei allen nichts Bedeutendes. Es sind fast ausschließlich Landwehrmänner, die noch vor wenigen Wochen irgendeinen bürgerlichen Beruf ausgeübt, die mit freudiger Hingebung folgten, als sie ihr König rief, die jetzt nach kurzer Frist so eng mit dem Waffenhandwerk verbunden sind, als ob sie es ununterbrochen ausgeübt. Sie haben sich hel-

denmütig geschlagen in den unter dem Namen der Schlacht bei Tannenberg zusammengefaßten, mehrtägigen, blutigen Kämpfen. Eine Division von ihnen drang mit bewundernswerter Zähigkeit gegen das von großer Übermacht verteidigte Städtchen Hohenstein vor; die Leute, so erzählten mir gestern hier Offiziere, waren kaum zu zügeln. „Die Kerls, die Russen, haben unser schönes Ostpreußen so verwüstet, wir müssen sie vertreiben! Herr Hauptmann, lassen Sie uns stürmen!" Und sie gingen mit dem Bajonett los und hefteten den Sieg an ihre Fahnen.

All diese Leichtverwundeten, die fast ausschließlich Frau und Kinder zu Hause haben, wollen so rasch wie möglich wieder zur Front. Sie werden von den Bewohnern umringt, die ihnen allerhand Erquickungen spenden, Zigarren und Obst geben, die sie nach ihren Erlebnissen befragen. Gern erteilen sie Auskunft, ohne jegliche Ruhmredigkeit, ganz bescheiden und sachlich. Auch das bewundere ich immer von neuem: die Selbstverständlichkeit, mit der diese schlichten Helden so Unerhörtes geleistet, sogar von ihren Vorgesetzten nie für möglich Gehaltenes an Tapferkeit, Aufopferung, Anstrengungen, Entbehrungen. Sie taten ihre Pflicht, nur ihre Pflicht, weiter nichts — das geht aus ihren einfachen Erzählungen hervor. Jeder andere hätte dasselbe getan wie sie! — Da zeigt sich in glänzendem Licht die hohe Schule unseres Heeres, die Selbstzucht unseres Volkes!

Heute vormittag beobachtete ich von meinem

Fensterplatz aus eine hübsche Szene. Eine verhärmte Landfrau kam langsam über den Markt, sie hatte an der linken Hand ein etwa vierjähriges Mädchen, mit der rechten zog sie einen kleinen Karren, in welchem ein zweijähriges Kindchen saß. Die Ärmste gehörte zu den Flüchtlingen, deren traurigen, herzbewegenden Scharen wir schon seit einer Woche überall begegnet, jenseits wie diesseits der Weichsel. Eine kleine Gruppe von Landwehrmännern hielt die Frau an, erkundigte sich anscheinend nach dem Woher und Wohin, dieser streichelte das ältere Mädel, jener schenkte dem Schwesterchen ein paar Birnen. Dann ein Wort hin und her, jeder griff in die Tasche, der Lederbeutel ward hervorgezogen, man drückte der Frau, der die Tränen aus den Augen drangen, Geldstücke in die Hand.

Mehrfach war mir aufgefallen, daß unsere Soldaten vor einem mir schräg gegenüberliegenden, schmalen, verwitterten Hause Halt machten und eine dort angebrachte Tafel studierten. Heute mitag ging ich hin. Auf einer Marmortafel steht dort: „In diesem Hause wohnten in schwerer Zeit vom 16. bis 23. November 1806 König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise."

Ja, es war eine schwere Zeit für das königliche Paar gewesen, die Zukunft hing voll düsterer, verderbenbergendster Wolken. Alles schien verloren zu sein — Preußens Stern untergegangen, das Königspaar hier im äußersten Zipfel des Landes, unweit der russischen Grenze. Am 21. November stellte sich

als Abgesandter Napoleons Duroc ein, dem König die schmählichen Bedingungen des Siegers, die Preußen zu einem Kleinstaat herabgedrückt hätten, unterbreitend. Mehrere in der Umgebung des Königs befindliche Minister waren dafür, der König lehnte ab, in enger Übereinstimmung mit seiner Gemahlin. Lieber noch weitere Verbannung und Not, als die Ehre geopfert! — —

Auf das Rathaus hier, auf die Häuser mit ihren Giebeln und winkligen Dächern hatten sich die Augen der hehren Königin gerichtet, die oft in trüben Gedanken hinausgeschaut haben mag, ihrer Kinder beraubt, vielleicht bald des letzten Stückchens der teuren Heimat. Und die doch nicht verzagte, ihrem Gott und dem Preußensinn vertrauend!

Wie herrlich hat sich jetzt wieder beides bewährt, der alte Gott und der alte Preußensinn!

* * *

Osterode, 30. August.

Gestern im Laufe des Vormittags Besuch des Schlachtfeldes von Hohenstein. Welch tieferschütternde, traurigste Eindrücke! Furchtbare Spuren und Erinnerungen des blutigen Kampfes, der hier vor wenigen Tagen getobt. Längs der Chaussee noch Hunderte toter Russen, meist in ruhiger Haltung, der eine die Hände gefaltet. Allerorten frische Grabstätten, auf den einen schnell aus Tannenzweigen zu-

sammengebundene Kreuzchen, ein paar Helme zwischen den Blumen, hier ruhen die Unseren; auf den anderen an einem Gewehrlauf oder einer Kosakenlanze ein Täfelchen: „Hier liegen vierzig Russen." — Die Zahl ändert sich häufig, nach unten und oben! — Verendete Pferde, auch Kühe, Schafe, Schweine, Gänse, Hühner, die in die Gefechtslinie gekommen und von Kugeln getroffen wurden. Daneben umgestürzte russische Munitions- und Bagagekarren, zerschmetterte Lafetten und Maschinengewehre, fortgeworfene, zerrissene Mäntel, Rucksäcke, Uniformstücke, Waffen aller Art, Kochgeschirre, Briefschaften, Notizbücher, ein wirres Durcheinander.

An einem ausgebrannten Hause stand eine betagte, schwarzgekleidete Frau mit drei Kindern: „Dreißig Jahre haben wir hier gewohnt, schon meine Eltern, dann ich mit meinem Mann," schluchzte sie, „nun ist alles verloren! Auch alles Vieh fort. Was soll aus uns werden?" —

Entsetzlich sah das Städtchen Hohenstein aus. Noch vor einer Woche hatten hier dreitausend friedliche, arbeitsame, genügsame Menschen gewohnt, jetzt konnte kaum ein Dutzend von ihnen hier Unterschlupf finden. Buchstäblich alle Häuser zerstört, teilweise schon ausgebrannt, teilweise loderten noch die Flammen in ihnen. Erst hatten die Russen die Stadt in Brand gesteckt, dann hatte unsere schwere Artillerie den Gegner vertreiben müssen, dem schließlich die Landwehr noch mehr das Ausreißen gelehrt.

Überall von den Granaten gerissene, klaffende Lücken, die Straßen von ihnen aufgefurcht, ganze Fronten der Gebäude abgetrennt, die Dächer eingeschlagen! Und oft noch Tote.

Durch die Ruinenstadt marschierten unsere Truppen festen Schrittes, trabten Ulanen, rollten Geschütze. Wohl waren die Mienen ernst, kein Scherzwort ertönte, kein Gesang, jeder schien ergriffen von dem Unheil. Aber kernig und aufrecht waren die Gestalten, aus den Augen blinkten Mut und Selbstvertrauen, die Zuversicht neuer Siege. Uns war ja dieses schauerliche, opferreiche Ringen aufgezwungen worden, nun mußte es durchgeführt werden, die grausamen Feinde, die in deutschen Gauen so schonungslos, so mutwillig gehaust, sie mußten die deutsche Faust zu fühlen bekommen, daß ihren Gelüsten nach unserem Hab und Gut auf lange hinaus ein eiserner Zügel gelegt wird! — —

Die Erschütterung der grauenvollen Bilder wirkte in mir so nach, daß ich es, als die Dämmerung niedersank, nicht in meinem Stübchen mehr aushalten konnte. Ich richtete die Schritte nach dem See, an dem sich ein Teil des alten Städtchens hinzieht. Sorgsam gepflegte Anlagen nahmen mich auf, ein von knorrigen Weiden besäumter Weg führte mich zum Ufer — ah, wie gebannt blieb ich stehen. In der fern von dunklen Waldungen begrenzten, weiten Wasserfläche spiegelten sich die rötlichen Zirruswölkchen der eben untergegangenen Sonne wider, leise

plätscherten die Wellen an den Strand, wie ein Echo von ihnen rauschte es geheimnisvoll in den Kronen der Eichen und Buchen, mit silbernem Schimmer stieg der Mond empor. Heiliger Friede ringsum, nichts von kriegerischem Lärm. Da löste sich langsam, im feierlichen Zauber der Natur, der dumpfe Druck der gequälten Seele, und mir fiel die Aufschrift über dem Eingang eines kleinen, dörflichen Friedhofes ein, in dessen unmittelbarster Nähe kürzlich unsere feuernden Batterien gehalten: „Wieder aufzublüh'n, wirst du gesäet!" — Auch aus dieser blutigen Saat wird eine neue Blüte hervorsprießen, die Blüte der Kraft des deutschen Geistes, deutscher Stärke und Kultur, vereint mit jener des hart errungenen Friedens!

* * *

Osterode, 2. September.

Heute Sedantag. Die Glocken klangen und schwangen von den Türmen, und die schwarz-weiß-roten Fahnen flattern von den Häusern. Von freudiger Bewegung erfüllt ist die gesamte Einwohnerschaft; sie hat gutes Recht dazu. Noch vor einer knappen Woche mußte sie jede Stunde die Russen erwarten, viele Hunderte der Bewohner waren schon geflohen, andere Hunderte standen im Begriff, es zu tun, man hatte die Wertsachen in möglichst guten Verstecken geborgen; eine große Zahl von Eltern

hatte ihre Kinder zu Verwandten und Bekannten in sicherer gelegene, entferntere Städte und Ortschaften geschickt.

Da warfen sich unsere herrlichen Truppen dem übermächtigen, trefflich bewaffneten Feinde entgegen und erzwangen den Sieg. Die gestern und heute hier eingelaufenen Nachrichten gestalteten ihn immer größer und machtvoller, er darf zu den glänzendsten Waffentaten aller Völker gerechnet werden. —

Gestern abend hatten meine Wirte, ein betagter Stadtrat und seine unermüdlich um mich, meinen Burschen, sowie die einquartierten sechs Postillone der Feldpost besorgte Gattin, einige Damen zum Tee geladen. Die Frau eines Hauptmanns in Allenstein, der schon eine Reihe von Gefechten mitgemacht und von dem sie seit zehn Tagen ohne Nachricht ist — er trägt einen in Berlin und darüber hinaus wohlbekannten Künstlernamen —, ein Fräulein von R. aus Berlin, die elf nahe Verwandte im Heere hat, und eine Rote Kreuz-Schwester aus Königsberg, einer Familie entstammend, der auch eine unserer berühmtesten, längst verstorbenen Dichterinnen angehört. Die beiden ersteren Damen hatten sich beim Ausbruch des Krieges sofort in den Dienst der Nächstenliebe gestellt, sie wurden hierher beordert und haben eine sehr anstrengende Tätigkeit. Während der letzten Tage mußten sie von abends sechs bis morgens sechs Uhr die den hiesigen Bahnhof in langen, langen Zügen durchfahrenden Verwundeten erquicken, sich um sie kümmern, ihre Wünsche möglichst zu erfüllen suchen. Auch

die Begleitmannschaften der Gefangenen und die neuen Truppennachschübe wurden ebenso eifrig bedacht. Die Hauptmannsfrau hatte gestern früh durch einen verwundeten Offizier erfahren, wo das Regiment ihre Mannes liegt, und zwar nahe Hohenstein, von hier aus in einem der Autos des Armee-Oberkommandos in etwas mehr wie einer Stunde zu erreichen. Sie hätte so gern Nachforschungen gehalten, wie es ihrem Manne ergeht, ob er verwundet ist, ob er noch lebt. Einer der nach der Front fahrenden Generalstabsoffiziere hätte sie gewiß gern mitgenommen — der erbetene Urlaub wurde ihr verweigert. Und sie fügte sich sofort und willig in den Zwang des ehernen „Muß!“ —

Interessant erzählte die Schwester vom Roten Kreuz über die ganz außerordentliche Organisation dieser Einrichtung, die sich auch diesmal wieder als so ungemein segensreich erwiesen. Gleich bei der Mobilmachung war alles bis ins kleinste geordnet. Bei bestimmten Armeekorps trafen an bestimmten Tagen die Schwestern ein; so vereinten sich solche aus Berlin, Kiel, Göttingen, Kaiserslautern usw. in Allenstein. Zu ihnen gesellten sich sechsunddreißig Diakonissinnen, sechs Röntgenschwestern, ein Küchenpersonal, eine ganze Sanitätskolonne. Dreimal am Tage ist Befehlsempfang, auch die Sachen werden regelmäßig nachgesehen, ja, selbst an einer „Stiefelparade“ — ob das Schuhzeug auch der Witterung usw. entsprach — fehlte es nicht.

Diese Schwester war in einem der hiesigen überfüllten Lazarette tätig und forderte mich zu einem Besuche auf, den ich heute vormittag abstattete. Wieviel durch den Krieg herbeigeführtes Elend auch hier, aber auch wieviel stilles, tapferes Dulden, wieviel echt mannhaftes Aushalten der größten Schmerzen! Und bei den weniger schwer Verletzten überall der heiße Wunsch, so rasch wie nur möglich zu ihren Truppenteilen zu kommen, nichts zu versäumen, an neuen Kämpfen teilzunehmen. Ich hörte einen der Verletzten bitten: „Ach, Herr Stabsarzt, lassen Sie mich doch bloß bald heraus. Mir geht's ja schon besser. Ich wurde gleich im ersten Gefecht verwundet — habe noch nichts für das Vaterland getan!" — Aus solchem Holz werden Helden geschnitzt!

Abseits lag blaß ein achtjähriger Knabe, Otto mit Vornamen, „Ottchen" zärtlich von den Schwestern genannt. Ein hübscher, aufgeweckter, blonder Junge. Er stammte aus einem der nahe Hohenstein gelegenen Dörfer; als die Russen nahten, waren, gleich den übrigen Bewohnern, auch seine Eltern mit ihm und den Geschwistern geflohen. Die Russen hatten auf die Flüchtenden geschossen, Otto hatte drei Schuß in das Bein erhalten, er war von hilfreichen Leuten mit fortgeschleppt worden in den schützenden Wald. Wo seine Eltern geblieben, wußte man nicht, auch nicht, ob sie noch lebten. „Ottchen" rief jammernd nach seiner Mutter, man beruhigte ihn, sie käme, wenn er erst wieder spielen könne.

„O ja, spielen, ach, bitte, kann ich einen Reifen erhalten?“ Man brachte ihm einen solchen aus Holz, rot-weiß gestrichen. Er hing an dem unteren Bettpfosten; die fieberglänzenden Blicke des Knaben wanderten freudig immer wieder hin. „Liebe Schwester, wird bald meine Mutter kommen, werde ich bald mit meinem Reifen spielen können?“ — „Ja, Ottchen, bald!“ — Und morgen soll der liebe Junge operiert werden — vielleicht bleibt er zeitlebens verkrüppelt! — —

Dann ging ich in die Kaserne, in der die verwundeten russischen Gefangenen untergebracht sind. Sie genießen die gleiche aufmerksame Pflege. Manche von ihnen wollten zuerst keine Nahrung nehmen, sie glaubten, man wolle sie vergiften; da kosteten die Schwestern alles zuerst. Und wie dankbar folgen ihnen nun die Augen der Fremdlinge. Ich sah, wie einer mit der freien Hand den Zipfel der weißen Schürze einer der vorübergehenden Pflegerinnen faßte und ihn küßte, ein anderer, der einen schweren Schuß durch die Brust erhalten, zerrte langsam ein kleines Heiligenbild hervor, er zeigte auf dasselbe und dann auf die sich besorgt über ihn beugende Schwester: auch sie eine Heilige!

* * *

Nordenburg, 12. September.

Gestern, auf der Fahrt durch die entsetzlich verheerten Gefilde, schreckensvolle Eindrücke in Ger-

dauen, einem Städtchen von etwa 2500 Einwohnern. Kein Haus verschont geblieben, alles in Trümmern. Die Russen hatten sich hier festgesetzt, sie wurden durch unsere schwere Artillerie mittels eines Granatenregens vertrieben. Aber das freundliche Städtchen ging darüber völlig zugrunde. Oberhalb desselben, an einem See, liegt die schloßartige Besitzung eines Herrn von J. Hier war stets russische Einquartierung gewesen; als der Kampf vor zwei Tagen nachmittags begann, standen auf dem Hügel hinter dem Schloß 48 feindliche Geschütze, die aber nach wenigen Stunden den furchtbaren Anprall unserer Geschosse nicht aushalten konnten. In der Minute zählte man zuerst achtzig, dann sechzig und vierzig Schüsse. Die Besitzung ist verhältnismäßig gut fortgekommen; wohl hinterließen die Granaten ihre sichtbaren Spuren in den Mauern, im Dach, im Park; aber die Flammen loderten doch nicht auf. Während des heftigsten Feuers hatte sich der Besitzer mit seiner Gattin in den Keller begeben; dort bereitete die Hausfrau den Tee und zwang in milder Weise ihren Gatten, der gar zu gern hinaufgegangen und dort seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, zu einigen Partien Schach! — Das Spiel hätte für beide mit einem völligen „Matt!" enden können! —

Über Nacht zogen die Russen fort, in größter Eile. Das Gepäck hatten sie schon vorher vorangesandt, Infanterie und Artillerie hasteten hinterher.

Viele der Soldaten warfen die Stiefel weg, um besser laufen zu können! — Einem Teil von ihnen nutzte es nichts. Heute abend wurden hier 1500 Gefangene, mit einem General, einem Oberst und höheren Offizieren, eingebracht. Man wies ihnen Unterkunft in dem altertümlichen, von Ulmen umgebenen Gotteshause an. Welch ein Anblick, welch ein Eindruck, als ich eintrat! Draußen Dunkelheit, im Innern der Kirche nur zwei Wachskerzen auf dem Altar brennend, hell das Christus auf dem Meere darstellende Altarbild mit der Unterschrift: „Herr, hilf uns, wir versinken!" beleuchtend. Dumpfes Schweigen, der General in sich zusammengesunken, die düstere Masse der Gefangenen, die Augen jener auf den vorderen Bänken wie hilfesuchend auf das trostvolle Bild des Heilandes gerichtet, an den Seiten Hunderte mit gebeugtem Knie betend, das Blinken der Bajonette unserer paar Wachtmannschaften — ein Rembrandt hätte das malen müssen!

* * *

Rössel, 13. September.

Ein schmuckes, freundliches, viele geschichtliche Erinnerungen aufweisendes Städtchen. Während Nordenburgs Häuser auf das furchtbarste verwüstet worden waren, kam Rössel verhältnismäßig gut fort. Die Russen waren nur zwei Tage auf dem Durchmarsche hier, erpreßten aber von der armen Bevöl-

kerung — der wohlhabendere Teil war geflohen — dreißigtausend Mark in barem Gelde! — Wie die ernste Zeit doch Menschen auf ihren rechten Posten stellt! Da der Bürgermeister nicht anwesend war, hatte man einen Lehrer des hiesigen staatlichen Taubstummen-Instituts zum „Kriegsbürgermeister" gewählt. Er füllte aufs hervorragendste diese Stellung aus, den Ansprüchen von Freund und Feind gerecht werdend. Unermüdlich stand ihm seine brave Gattin, die Rote Kreuz-Binde am Arm, zur Seite, die Verwundeten pflegend, die Armen unterstützend, die Leidenden tröstend, die Entmutigten aufrichtend. Mann und Frau hatten verabredet, daß, wenn einer von ihnen dem vernichtenden Schicksal zum Opfer fallen sollte, der andere auf den Grabstein setze: „Ich hatt' einen Kameraden!"

* * *

Insterburg, 15. September.

Als ich am gestrigen Sonntagmittag nach sechsstündiger Wagenfahrt hier eintraf, flatterten fröhlich die schwarz-weiß-roten Fahnen an den Häusern und zogen sich Eichengirlanden über die Straßen. Vorgestern nachmittag waren nach heftigen Gefechten unsere Truppen hier einmarschiert und hatten mit brausendem Hurra die letzten Russen vertrieben, ihnen sofort auf der Straße Gumbinnen-Stallupönen-Eydtkuhnen nachsetzend. Über drei Wochen

war die Stadt im Besitz der Russen gewesen, die sich hier im großen und ganzen gut benommen hatten. Das kam daher, daß zunächst der Oberbefehlshaber Großfürst Nicolai Nicolajewitsch, der Onkel des Zaren, sowie der kommandierende General von Rennenkampf hier wohnten, dann aber, daß die Herren Russen sich im dauernden Besitz der Stadt und der Provinz wähnten. Letztere sollte als Großfürstentum dem russischen Reiche einverleibt werden, als Herrscher mit souveränen Rechten betrachtete sich bereits jener Großfürst Nicolai. Unsere heldenhaften Truppen, unsere Geschütze, Gewehre, Bajonette zerstörten sehr rasch jenen Traum! —

Von kerniger deutscher Gesinnung erwies sich auch hier eine einfache Frau, nennen wir sie Schwester Anna. Als unsere Besatzung die Stadt verließ und auch das Lazarett aufgehoben wurde, blieb Schwester Anna hier, sich der kranken Frauen und Kinder aufopfernd annehmend, obwohl sie selbst leidend war. Nach dem Einzug der Russen sandte General Makosoff zu ihr, ließ sie kommen und fragte sie, ob sie sich auch der Pflege der verwundeten russischen Krieger widmen würde. „Ja," lautete die Antwort, „unter einer Bedingung." — „Die wäre?" — „Ich bin Schwester vom deutschen Roten Kreuz, die deutsche Fahne, die von Ihren Soldaten heruntergerissen wurde, muß wieder über unserem Lazarett wehen!" Und so geschah es. Als dann General Makosoff Insterburg verließ, schickte er trotz seiner

Eile, die er und seine Kameraden hatten, Schwester Anna einen prächtigen Rosenstrauß! —

Im lauschigen Park hier erhebt sich die von einer Künstlerin, Fräulein Zitzmann, markig geschaffene Gestalt der Germania, in der hocherhobenen Rechten einen Lorbeerzweig haltend. Einen frischen Lorbeerkranz darf man der Göttin in die Hand drükken: heute lief hier die frohe, jubelnd aufgenommene Kunde ein, daß Ostpreußen auch von den letzten Feinden geräumt wurde! Aus der Kirche am Markt dringt frommer Gesang: „Dem Herrn sei Lob und Ehre!" —

Die Winterkämpfe
an der ostpreußischen Grenze.

Verfolgung!

9. November.

„Verfolgung!" — Das Wort hat einen hellen Klang bei unseren braven Truppen! Als willkommene Sonntagsgabe schwirrte es heute durch ihre Reihen. Den ganzen gestrigen Tag über war heftig auf der Linie Eydtkuhnen bis zur Romintener Heide hin gekämpft worden, um den mit frischen und sehr erheblichen Kräften unternommenen abermaligen Vorstoß der Russen in der Richtung Stallupönen—Gumbinnen abzuweisen. Auch hier wieder hat sich der Feind blutige Köpfe geholt und wurde bis nahe an die Grenze zurückgeworfen, mit erheblichen Verlusten.

Bitter kalt war es, als sich heute um die siebente Morgenstunde unser Auto in Bewegung setzte. Hui, wie pfiff uns ein scharfer Ostwind entgegen und plusterte Mütze und Mantelkragen auf. Welch inniges Mitleid hatte man mit all den Hunderten von Flüchtlingen, die uns auf der nach Gumbinnen

führenden Chaussee entgegenkamen, auf vierspännig gefahrenen, langen Leiterwagen sitzend, inmitten der Betten, Kleidungen, Decken, wie zahlloser Haushaltungsgegenstände; hier und da eine Schicht Stroh, ein Bündel Heu, um einen bequemeren Platz zu schaffen. Alt und jung und reich und arm bunt durcheinander, vor allem zahllose Kinder, die, obwohl gut eingemummelt, mit roten Näschen herausguckten, ganz still, wie ihre Eltern, Verwandten, Bekannten, die sich mit erstaunlicher äußerer Ruhe in das abermalige Nomadenleben fügen. Seit einigen Tagen und auch in den Nächten gehen wieder diese das Herz ach so sehr bedrückenden Züge der sich aus der Heimat Verbannenden die Landstraßen entlang und durchqueren die Städte, dorthin die neue Russenfurcht mitbringend, so daß auch aus ihnen die Auswanderung wiederum beginnt, wie schon vor acht und sechs Wochen.

Die Dörfer, durch die wir kommen, sind bereits zum Teil geräumt, zum Teil wird noch gepackt und aufgeladen; kleinere und größere Gruppen Zögernder, die sich schwer zum Abschied entschließen können, oder nicht über Fuhrwerk verfügen, stehen vor den Türen der Häuser. Jeden, der von der Front zurückkehrt, halten sie an, ihn mit bangen Mienen, mit gepreßter Stimme befragend: „Wie steht's denn vorn? Müssen wir fort, kommen uns die Russen nicht über den Hals?" —

„Nein, dummes Zeug! Denen haben wir tüchtig eins auf den Pelz gegeben! Bleibt nur ruhig da!" —

Kein Glockengeläut rief heute die Geängstigten zu den Gotteshäusern, sie hätten es kaum vernommen und wären dem Rufe auch nicht gefolgt. Nur dem Geschützdonner lauschen sie und suchen aus seinem näheren oder ferneren Hall Schlüsse zu ziehen auf den Fortgang des Kampfes, ob die Unsrigen vordringen oder die Russen.

Gott sei Dank, das erstere war der Fall gewesen!

Bald schon konnten wir uns selber davon überzeugen! —

Ganz unvermutet befanden wir uns in der Gefechtszone, sahen ebenso plötzlich die Spuren des Kampfes vom gestrigen Tage und von dieser Nacht. Ein Trupp leichter Verwundeter hatte kurze Rast gemacht; von einem Gehöft wehte die Flagge mit dem Roten Kreuz und vor dem breiten Zugang hielten einige Lazarettautos. Den dort an der Böschung liegenden jungen Radfahrer hatte das tödliche Geschoß von seinem jetzt neben ihm liegenden Rade herabgeschleudert, dicht bei ihm ein paar tote Gegner, der eine durch einen Granatsplitter den Kopf völlig verstümmelt. Überall russische Waffen, in Menge fortgeworfene Munition und Uniformstücke, dann wieder Gefallene. Ganz frische Gräber mit Helmen und Kreuzchen sprachen auch von unseren Verlusten; mehrere der Braven ruhten stumm und starr noch auf den nahen Hügeln, welche die Unsrigen vor wenigen Stunden im Morgengrauen mit Sturm genommen.

Links von der Chaussee hielten zwei schwere Batterien und sandten ihre Granaten nach einem etwas über 2000 Meter von uns entfernten bewaldeten Berge, mit dem biblischen Namen Horeb. Man vermutete, daß sich einzelne Teile des Feindes dort noch festgesetzt hätten, wollte diese 'rausräuchern und gleichzeitig den Angriff unserer Infanterie decken. Auch nach weiter rechts schickte eine dritte Batterie ihre gefährlichen Grüße dem Feinde nach; jetzt dunkle Rauchwolken über den Häuschen einer Ortschaft, gleich danach brachen die Flammen durch.

Während die Granaten über uns wegsangen, drangen wir weiter vorwärts, zunächst einen Hohlweg benutzend, in welchem etliche Russen zum ewigen Schlafe entschlummert waren; es mußte hier scharf zugegangen sein, und der Feind schien hier einen letzten Widerstand geleistet zu haben, ehe er sich zur Flucht gewandt, die durch ein kleineres Dorf gegangen. Wer noch Zeit gehabt, hatte sich der schweren, gefüllten Patronengürtel, der Schippen, Hacken, Rucksäcke entledigt, auch der beträchtlichen Drahtscheren. Umgeworfene Karren, gefällte Baumstämme, einige schnell hergestellte Verhaue, dann blutige Zeichen schwerer Verletzungen; niedergerissene Zäune, hingestreckte Pferde, der eherne, vernichtende Tritt des Kriegsgottes überall!

Jenseits des Dorfes sah man unsere Feldgrauen in langen Schützenlinien vorgehen, Reserveabteilungen standen hier, da und dort enger zusammen, einzelne

Züge schwärmten zu beiden Seiten aus, hinter ihnen die Krankenträger mit Bahren.

Die Artillerie hatte ihr Feuer auf den Berg Horeb eingestellt, er war jedenfalls vom Feind nicht besetzt.

Ihm strebten wir nun zu, bald der vordersten Schützenkette nahe. Erst ging es über Sturzäcker weg, dann konnte ein etwas gedeckter Weg benutzt werden, den auch Ulanenpatrouillen entlang preschten, um aufzuklären. Die Russen hatten sich auch hier wieder großartig eingebuddelt, eine tiefe Öffnung neben der andern, oben halb mit Brettern und Stämmen bedeckt, über diese Sand und Zweige gestreut.

„In den Löchern sind sie vor unsern Schrapnells ziemlich sicher," meinte ein Offizier.

Noch vor wenigen Stunden lagen hier die Feinde, sie mußten eine Umgehung befürchtet haben oder von den anderen Fliehenden mit fortgerissen worden sein, sonst ließe sich das kampflose Aufgeben dieser glänzenden Stellungen nicht erklären. Gegenüber hatte sich eine Feldwache hingeduckt und hielt Ausschau, aber nichts war vom Gegner zu entdecken.

Auch nicht von der Höhe des Berges Horeb aus, der, als lauschiges Idyll, zwischen Birken und Fichten einen verlassenen Friedhof umschloß. Doch halt, sah man da hinten nicht graue Linien ziehen, war dort zwischen jenen Hügeln nicht etwas in Bewegung, sollten jene schwarzen Punkte nicht zu eilig aufgeworfenen feindlichen Schützengräben gehören?

Mit der Einsamkeit, die wir hier noch angetroffen, war es zu Ende. Artillerieoffiziere galoppierten heran und suchten geeignete Stellungen für die Batterien, die weiter vorrücken sollten, der Brigade-Kommandeur von Wedel erschien mit seinem Stabe, Befehle wurden gegeben und in Empfang genommen. Und nun rasselten auch die Geschütze heran, im Nu hatten sie die geeigneten Plätze erhalten, die Pferde verschwanden mit den Protzen. Bum, bum, bum, bum, ein schwacher Feuerschein aus den Rohren, heulend durchschnitten die Granaten die Luft.

Einen schönen Blick hatte man von hier oben. Weit, weithin dehnte sich die Landschaft aus mit einzelnen Gehölzen und den roten Dächern verschiedener dörflicher Ansiedlungen. Die Sonne war durchgebrochen, der klare Wintertag ließ alles scharf hervortreten. In feierlicher Ruhe, denn auch unsere Batterie feuerte nicht mehr, lag die fruchtbare Ebene vor uns, jetzt jedoch verlassen von ihren Bewohnern, die Jahr um Jahr dem Boden seinen Ertrag abgewonnen. Gedanken entspannen sich von selbst, an das „Warum?" anknüpfend — ganz gut, daß sie jäh unterbrochen wurden.

„Herr Leutnant, sehen Sie 'mal nach, ob dort hinten die Kolonne Russen oder die Unsrigen sind; sonst kommen letztere noch in unser eigenes Feuer!" —

Der junge Offizier schwang sich in den Sattel, der Braune bäumte auf, dann in langen Sätzen davonhastend, zwei Ordonnanzen jagten hinterher.

Was kam denn jetzt für eine seltsame Gruppe auf uns zu? Das waren doch Russen? Waren plötzlich aufgetaucht, schlenderten über das Feld, voran einer, der fortwährend mit seiner Mütze winkte. Nun waren sie heran, verbeugten sich immerzu, nahmen die Mützen ab, ihrer gerad' ein Dutzend, der erste ein Jude, den Sprecher abgebend.

„Wo kommt ihr denn her?"

„Nu, hatten uns versteckt!"

„Eure Waffen?"

„Nu, haben wir fortgeworfen, werden doch nich mit de Gewehre herumrennen!"

„Sind noch mehr von euch versteckt?"

„Nu, waren wir fast ein Bataillon, wollten alle sich gefangen nehmen lassen, haben wir doch so viel gehungert! Aber da begann wieder die Schießerei, bekamen sie's mit der Angst, sind sie dorthin gelaufen" — und er wies mit der Hand auf die entfernte Hügelkette.

„Und die übrigen Truppen?"

„Alle da hinten, da ganz hinten!"

„Meine Herren," sagte der Brigade-Kommandeur, „ich glaube, wir können heute unser Pulver schonen!"

Sieg!

13. November.

„So'n Freitag hat's in sich, und dann haben wir auch heute den 13.!" sagte der Führer des tapferen ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 45, Oberstleutnant Gerstenberg, zu mir, als uns plötzlich die Gewehrgeschosse um die Ohren flogen. Russische Scharfschützen hatten die Chaussee, auf der wir plaudernd im Dörfchen Groblischken standen, unter heftiges Feuer genommen. Wir suchten und fanden Schutz im völlig leeren Zimmer einer Gastwirtschaft, zu der jenseits des schmalen Hofes eine Stallung gehörte. Hinter letzterer lag eine Kompagnie des erwähnten Regiments, die den Schutz der hinter einem dem Wirtshause gegenüber gelegenen Gehöft verborgenen Maschinengewehrabteilung bildete. Aus einigen Häuschen und Scheunen bestand die ganze Ansiedlung.

Jetzt, um die elfte Vormittagsstunde — ein

Auto des Armee-Oberkommandos hatte mich hergebracht, war aber dann umgekehrt — setzte unser Angriff mit voller Stärke ein. An ihm waren erhebliche Kräfte jenes aufopferungsfreudigen ersten Korps, das schon so viel zum Schutze seiner engeren Heimat getan hat, beteiligt. Es galt heute, den in der Richtung von Goldap—Darkehmen mit Anlehnung an die Romintener Heide vorrückenden Feind anzugreifen und zurückzuwerfen, um ihm ein weiteres Vordringen nach Gumbinnen—Insterburg gründlich zu verleiden.

Von dem zu unserer Front gehenden einen Fenster der erwähnten Wirtsstube hatte man einen guten Ausblick über das Kampffeld. Zwanzig Meter vor uns hielt Landwehr mit einem Maschinengewehr, das durch eine eiserne Platte eine Art Brustwehr erhalten hatte, einen Schützengraben besetzt, weiter nach vorn ging in langen Linien ein Bataillon des obigen Regiments vor, von rechts näherte sich das Rastenburger Grenadierregiment unter Führung des Oberstleutnants von Massow. Den Mittelpunkt der feindlichen Stellung bildete gerade vor uns der etwa 1500 Meter entfernte, hier und da mit Tannengehölz bewachsene Wilhelmsberg sowie einige nahe Dörfer, die bereits von unserer im Kampf befindlichen schweren Artillerie in Brand geschossen waren, zum Teil noch unter Feuer gehalten wurden. Die Batterien dieser schweren Artillerie standen an einer Mühle hinter unserem Dörfchen, etwas vor ihnen, jenseits der letzteres

durchschneidenden Chaussee, hatten zwei Batterien der Feldartillerie, die ihre Schrapnells über die Russen ausstreuten, ihre Stellung genommen.

Fortwährend feuernd drang unsere Infanterie langsam vor, um, unterstützt von Maschinengewehren, deren Knack-Knack-Knack-Knack sich mit den rollenden Salven der Gewehre und dem Dröhnen der Granaten vermischte. Die Russen hielten hartnäckig stand und erwiderten das Feuer aufs umfassendste. Aus unserem Fenster verfolgten wir das Einschlagen ihrer Granaten, die vor unserer Ortschaft platzten.

Oberstleutnant Gerstenberg sah nach der Uhr. „Bald Mittag", meinte er, „wo bleibt nur unsere rechte Kolonne, die an der rechten Flanke eingreifen soll? Sie hätte schon längst hier sein müssen, wir kommen ja gar nicht vorwärts!" Er holte sich eine Zigarre heraus, ich griff nach der Streichholzschachtel, die ich auf den Tisch nahe der Tür hingelegt hatte; der Offizier wandte sich zu mir, im selben Augenblick ein furchtbarer Krach, und die Kugeln eines an der Außenwand des Hauses krepierten Schrapnells prasselten durch das Fenster, genau dort, wo wir soeben noch gestanden hatten.

„Die höflichen Russen sorgen für Feuer!" sagte ich.

„Hören Sie mal," rief der Oberstleutnant, „nun aber 'raus! Wenn wir schon totgeschossen werden sollen, dann ist's draußen immer noch besser als hier in der Bude — und außerdem ist's da auch sicherer!" —

Draußen schwirrten die Kugeln der russischen Schützen. Aber wir hatten nur ein paar Schritte zu hasten, um hinter dem Hause Schutz zu finden. Dort standen wir eng gedrängt, der Kommandeur, drei seiner Offiziere, der Arzt, ein zur Maschinengewehrabteilung beorderter langer Leutnant der Jäger zu Pferde und ich.

Die Russen hatten diese Häuser hier als Ziel genommen, da sie, die so vorzüglich Ausschau zu halten verstehen, wohl den Stab darin vermuteten, oder da sie hinter ihnen unsere Artillerie entdeckt hatten. Sie schütteten über uns ein ganz tolles Feuer mit Granaten und Schrapnells aus. Krach, da saß ein Schrapnell im roten Ziegeldach der Stallung vor uns, so daß wir von den Splittern überstreut wurden. Bautz, schlug das nächste ein paar Meter von uns in die Chaussee ein, der Zünder tanzte lustig wie ein Kreisel umher. Bums, dreißig Meter weiter folgte eine Granate und ließ eine prächtige Sandfontäne emporsteigen, die bis zu uns spritzte.

„Die Herren Russen benehmen sich heute recht rücksichtslos," sagte ein junger Offizier, der, an die Wand gelehnt, vergeblich versucht hatte, den Schlaf der letzten Nacht etwas nachzuholen.

„Wenn sie mir bloß nicht meine Pferde totschießen!" entgegnete der Oberstleutnant und blickte besorgt nach dem Gehöft hinüber, hinter dem die Bespannungen der Maschinengewehre standen. Manche der doch an den Kampflärm gewöhnten Tiere

bäumten auf, wenn es gar zu sehr in ihrer unmittelbaren Nähe krachte.

„Was es doch für nette Mädchen in Berlin gibt!" berichtete Oberleutnant Bartsch, und kramte aus den Taschen allerhand Briefchen hervor. „Da haben so lieb die Schülerinnen einer höheren Töchterschule in der Landgrafenstraße in Berlin an uns gedacht, uns Schokolade und Zigaretten geschickt mit hübschen Versen. Hören Sie nur, wie nett," — und er las einige vor — „und wie reizend ist der Brief der einen Lehrerin, der ich gedankt habe; an einer Stelle schreibt sie: „Die vierzehnjährige blonde Hertha sagte heute wehmütig: „Meiner muß gefallen sein, sonst hätte er mir ein Kärtchen geschrieben!" — Jedes der Backfischlein hat ja „ihren", an den sie die Liebesgaben richtet! Wir möchten allen gern stets danken, aber wir kommen ja leider nicht dazu!"

Dann erfuhr ich aus den schlichten Erzählungen der Offiziere, was alles diese Infanteriebrigade während der letzten Wochen, die nur ganz wenige Ruhetage brachte, geleistet. Das Glänzendste an Unermüdlichkeit, Zähigkeit, Hingebung! Die Heldendichtung dieses ersten Korps wird ja nach dem Kriege geschrieben werden; dann erst wird man vernehmen, wieviel, was wir nie für möglich gehalten, diese herrlichen Truppen für unser Vaterland getan haben!

Plaudernd verging die Zeit, während ein kalter Sprühregen uns bis auf die Knochen erfrösteln ließ. Ich holte eine der am frühen Morgen eingesteckten

Semmeln hervor. „Was?" riefen die Gefährten ringsum, „so was gibt's noch auf der Welt? Ein richtiges Semmelchen mit Butter und Wurst! Das haben wir seit Monaten nicht gesehen! Kinder, das ist wie ein Wunder, wie ein richtiges Wunder!" Und gleich allen Wundern verschwand auch dieses rasch in freundschaftlicher Teilung, denn wenn nach den Menschen der Tod so herumsucht, wie nach uns, dann schließt man sich schnell zusammen. Solch' eine Stunde, wie wir sie durchlebten, bildet einen festen Kitt.

Der Tod hatte auch an anderen Stellen herumgesucht, mit besserem Erfolg. Unser Arzt bekam zu tun. Verwundete stellten sich ein, erst einzelne, mit Hand-, Arm-, Schenkel- und Schulterschüssen. Das Blut sickerte durch die Uniformen. Vorsichtig abgestreift, dann mit der Schere das Unterzeug aufgeschnitten, untersucht, gereinigt und Verband angelegt. „Ihr habt Dusel gehabt, Kinder," tröstete der Arzt, „kein Knochen verletzt; nach acht, vierzehn Tagen seid ihr wieder beim Regiment!" Dusel hatte auch ein junger Unteroffizier mit zwei Seitenschüssen; sein an zwei Stellen durchlöchertes Säbelkoppel hatte sie abgeschwächt.

„Wie steht's denn vorn?"

„Das eine Gehöft hatten wir schon, da brachten die Russen auf 300 Meter Maschinengewehre heran — das gab böse Verluste."

„Auch Tote?"

Ein Kopfnicken nur. „Solch' Feuer, wie heute, haben wir im ganzen Feldzuge noch nicht bekommen. Die Russen schießen vorzüglich und halten stand!"

Ein Schwerverwundeter wurde herbeigebracht, er stöhnte tief auf, als man ihn auf eine Strohschicht legte: Bauchschuß, wahrscheinlich keine Rettung.

Der Arzt hatte die Stallung nicht belegen wollen wegen der Granatengefahr. Nun mußte er's doch tun, da die Zahl der Verwundeten wuchs. Aus dem gegenüber befindlichen Gehöft wurden Strohbündel herbeigebracht, man bettete auf ihnen die schwerer Verletzten. Wie wußten diese Treuen die Schmerzen zu ertragen! „Tut's weh?" — „Ein bißchen", und die Zähne preßten sich aufeinander. Innig gedachte ich jener Berliner, Hamburger, Stettiner, Dresdener, Breslauer Damen, die mir in den letzten Tagen Liebesgaben geschickt hatten — ich hatte sie mitgebracht und verteilte sie nun an die Verwundeten. Schokolade, Cakes, Zigaretten, Zigarren, auch wollene Sachen; ein dankbares Lächeln flog über die bleichen Züge, es war der schönste Lohn! —

Unsere schwere Artillerie hatte wieder einmal gute Arbeit getan, das feindliche Feuer wurde merklich schwächer. Wir verließen unseren Platz, traten von neuem hinaus auf die Chaussee und schritten sie ein Stückchen entlang. Unsere Infanterie war tüchtig vorwärts gekommen, auch Landwehr war unterdessen eingetroffen. Eine Kompagnie Pioniere eilte mit Gewehr und Spaten im Marsch-Marsch über das

nahe Feld, mehrere Maschinengewehre wurden von den Mannschaften hastig hinterher getragen; andere schleppten die Munition in Blechkästen. Die Anhöhe war erreicht, nach fünf Minuten ging das Knack-Knack nach der rechten Seite hin los, wo sich Feinde gezeigt hatten.

Der Brigadeadjutant der schweren Artillerie sprengte heran: „Allgemeines Vorgehen!" rief er mit heller Stimme.

Wie durch Zauber wurde es plötzlich lebhaft in dem Dörfchen. Die Reservekompagnie ordnete sich, Sanitätsmannschaften tauchten mit ihren Wagen auf, Offiziere mit einzelnen zur Verteidigung des Dorfes und der Artillerie bestimmt gewesenen Zügen wurden in Gärten sichtbar, die Maschinengewehrabteilung hielt sich zur Abfahrt bereit, alles hatte sich bei dem schlimmen Feuer verborgen gehalten.

Und nun der Ruf: „Der Wilhelmsberg ist genommen! Königsfelde auch!" Niemand wußte, wer die frohe Nachricht gebracht. Von Mund zu Mund flog sie, ließ die Herzen höher schlagen und die Augen aufflammen: das war ersehnte Botschaft!

Patrouillen jagen heran, von den rückwärts befindlichen Stellungen der Artillerie kommend, Meldereiter folgen, die schwarz-weißen Fähnchen flattern in der Luft, dann ein Trupp höherer Offiziere, die sich aus den Sätteln schwingen, es ist der Stab der zweiten Division. Die kleine Schar stellt sich am Ausgang der Ortschaft auf, die Karten sind

zur Hand, Nachrichten werden empfangen, Befehle erteilt.

Generalleutnant von Falk erblickt mich, tritt auf mich zu, drückt mir die Hand: „Potzwetter, was machen Sie denn hier, an der äußersten Front?" — „Ich wollte den großen Erfolg beobachten und schildern, der heute errungen ist und zu dem ich Eure Exzellenz wohl beglückwünschen darf!" — „Ja, ein schöner Erfolg!" — „Exzellenz, eine besondere Bitte, — kann ich dort die Maschinengewehrkompagnie begleiten?"

Der General zögert etwas: „Warum wollen Sie sich in Gefahr begeben? Wir sind noch nicht fertig!" — „Eben deshalb, Exzellenz, eine so gute Gelegenheit . . ." — „Aber auf Ihre Kappe! Und nicht stets voran!"

In wenigen Minuten habe ich im Laufschritt die Kompagnie eingeholt und mit ihr die mir bekannten Offiziere, denen ich mich anschließe. Zunächst die Landstraße rechts entlang, auf der uns der erste, etwa hundert Mann zählende Trupp Gefangener begegnet, Soldaten des 203. Regiments aus Saratow auch mehrere Offiziere, ferner etliche Tataren mit völlig mongolischem Typus. Verschiedene verwundet, zwei Schwerverletzte werden von ihren Kameraden Huckepack geschleppt, andere tragen in grauen Zelttüchern, wie in einer Hängematte, mehrere verstümmelte Vorgesetzte. Dem ersten Trupp folgen weitere, die Gefangenen ziehen auch einige erbeutete Maschi-

nengewehre; etliche der Russen schleppen sich nur mühsam weiter, Blutspuren hinterlassend.

Die ersten Toten in den Gräben und längs des Weges, auch von uns! Freund und Feind im letzten Schlaf dicht beieinander liegend. Auf dem Acker dort ein ganzer Hügel russischer Gefallener. Sie wurden von unseren Maschinengewehren überrascht. Überall wieder Waffen, Uniformen, Rucksäcke, blutige Fetzen, hingestrecktes Vieh, das in die Schußlinie geraten war.

Flüchtiger Hufschlag, im Galopp hastet der Abteilungsstab eines Artillerieregiments heran: „Wie steht's. Wie weit können wir vor?" — „Das wollen wir selbst erst versuchen! Die Dörfer vor uns sind genommen, es ist ein Sieg!" — „Hurra, ein Sieg! Wir kommen gleich mit den Geschützen nach, helfen euch, wenn's nötig ist!" — Sie preschten zurück.

Nach links bog unsere Kompagnie ab, die Fahne voran. Vorbei an Sterbenden und Toten. Die Rastenburger Grenadiere waren hier vorhin mit größter Tapferkeit stürmend vorgegangen. Was das bedeutete, in diesem dicken, zähen, schlammigen Lehmboden, in den man schnell einsank, aber schwer wieder herauskam, auf völlig ungeschütztem Gelände, erfuhren wir sehr rasch. Denn einige Granaten klatschten hintereinander dicht bei uns ein, und mehrere Schrapnells glühten wie Leuchtkugeln über uns. Im Nu fand alles eine jähe Zuneigung zur Mutter Erde und warf sich auf den Boden. Und das wiederholte

sich noch mehrere Male, bis wir die bewaldete Höhe ohne Verlust erreicht hatten.

Dort ein Dorf, dem unsere Geschütze bös mitgespielt haben. Die Dächer völlig durchschlagen, gewaltige Öffnungen in die Mauern gerissen, ein Haus durch einen Treffer dem Einsturz nahe gebracht. Nun pfiffen auch wieder Flintengeschosse. Flugs in eine Scheune. Dort lag stöhnend ein schwerverwundeter russischer Offizier, andere verwundete Russen humpelten herbei, in einer Ecke mehrere Tote.

„Spricht einer deutsch?" wandten wir uns an die Verletzten. — „Jawohl, ich." — „Woher bist du denn?" — „Ich bin aus Bessarabien, aus einer deutschen Kolonie; mein Name ist Richter." „Na, dann erzähle man deinen Leuten, daß die Türkei an Rußland den Krieg erklärt hat, und daß die Türken die Russen schon tüchtig verkloppten!" — „Ach, Herr, das freut mich, das freut mich schrecklich!"

Von diesem Dorfe aus konnten wir einen Hohlweg benutzen. Rechts und links trefflich angelegte russische, noch vor einer Stunde besetzt gewesene Schützengräben, rechts und links auch Tote. Einer von ihnen, ein nicht mehr junger russischer Reservist, hielt wie drohend im Starrkrampf den rechten Arm mit geballter Hand erhoben. Wir gelangten in ein brennendes Dorf, die Flammen loderten hoch auf, besonders aus einer großen, massiven Scheune, deren obere Räume mit Getreide gefüllt gewesen waren. Zwei Flüge Tauben umflatterten ängstlich die

sprühende Glut, flogen fort, kamen wieder.

Die Widerstandskraft der russischen Infanterie mußte völlig gebrochen sein, alles deutete auf schleunigste Flucht hin. Die russische Artillerie beantwortete noch das Feuer der unsrigen, die mit den Feldgeschützen fortgesetzt nachgefolgt kam, Halt machte, ein paar Schüsse abgab, dann weiter hastete. Die schweren Geschütze brauchten ihren Standort nicht zu verlassen, ihre Wirkung reichte noch über die Stellungen der Russen hinaus.

Die Dämmerung sank mählich herab. Wollte ich noch heute zurück, so mußte ich an den Heimweg denken. Der Abschied von den rasch liebgewonnenen, neuen Kriegskameraden wurde mir schwer. Treu und herzlich klang das: „Auf frohes Wiedersehen!"

An der Chaussee, die noch immer von russischen, bald links, bald rechts einschlagenden Granaten bedacht wurde, waren bereits unsere Feldtelegraphisten tätig, die Fernsprechverbindungen herzustellen. Lazarettsoldaten, denen die grauen Gefährte mit dem Roten Kreuz folgten, suchten in Begleitung ihrer klugen Hunde das Kampffeld nach Verwundeten ab. Der Flammenschein glühte am Himmel.

Die heißen Tränen mancher Mutter, mancher Gattin und Geliebten in Deutschland und Rußland werden auch um diesen Tag fließen!

Die neue Flüchtlingsflut.

Insterburg, 15. November.

„Was für eine entsetzliche Sache ist der Krieg, ja, was für eine schreckliche Sache ist das," läßt Tolstoi in seinem „Krieg und Frieden" Kaiser Alexander I. ausrufen, als er nahe Wischau einen Schwerverwundeten auf einer Bahre an sich vorübertragen sah. Oh, ich hatte gestern abend den sehnlichsten Wunsch, daß der Nachfolger jenes Kaisers, der gegenwärtige Selbstherrscher aller Reußen, nur einen Blick in den hiesigen Bahnhof hätte werfen können: er hätte noch einen ganz anderen Begriff von der Furchtbarkeit des Krieges bekommen als sein Vorfahr, dieses Krieges, zu dem er sich drängen ließ und der ohne seine Einwilligung nie entfesselt worden wäre!

Schon vor dem schmalen Eingang zum Bahnhofsgebäude, an welchem zwei Landwehrmänner Gewehr bei Fuß als Wache stehen, Hunderte von Flücht-

lingen bei dem stürmischen Pitsch- und Patschwetter, das trübe Regenlachen auf den dürftig erhellten Straßen bildet. Mit Kind und Kegel, Sack und Pack harren sie aus, da zunächst drin kein Platz mehr ist und für sie erst in Stunden vielleicht Raum wird. Den Vorplatz säumen bespannte wie abgeschirrte Wagen ein; man hat die Pferde fortgeführt, um sie irgendwo unterzubringen, zu füttern, zu verkaufen. Meist sind's lange Leiterwagen, diese ganz offen, allen Launen der Witterung ausgesetzt, jene sorgfältig nach oben zu mit Brettern verschält, andere mit grauem Segeltuch überspannt, an dessen Stelle häufig auch alte Kleider, Schürzen, Tücher, Säcke getreten; innen mit Kisten und Kästen, Truhen und Betten sowie allerhand sonstigem Hausrat angefüllt, hängen draußen Geschirre, Kessel, Wannen, Laternen und was sonst nicht untergebracht werden konnte. Das meiste freilich mußte ja zu Haus gelassen werden, so vieles, vieles darunter, an dem, von den Altvordern ererbt oder auch mit sorgender Mühe angeschafft, die Besitzer mit zäher Anhänglichkeit hingen! —

Und nun im Bahnhofe selbst, welch' erschütternde Bilder überall! Nur schwer drängt man sich langsam durch. In der Vorhalle, auf den Treppenstufen, in den Gängen und Wartesälen — alles, alles besetzt, eine Familie neben der anderen, mit zahllosen Kindern, einzelne bis zu zehn! Die Mütter haben die ganz Kleinen eingehüllt und halten sie auf dem Schoß —, die Größeren hocken auf den

mannigfachen Gepäckstücken, sie hütend, wenn die Eltern nach den Wartesälen gehen, in denen vom Roten Kreuz Erfrischungen ausgeteilt werden. Hier und da ein ängstliches Weinen, sonst eine dumpfe, stille Gelassenheit, ein beklemmendes Sichergeben in das harte Geschick!

Auch bei den Tausenden auf den Bahnsteigen draußen; diese haben sich auf dem feuchten Boden niedergelassen, da für sie noch nicht die Zeit der Abfahrt gekommen, jene warten in langen, langen, dichtgedrängten Reihen des ersten Sonderzuges, der sie fortbringen soll, fortbringen aus der Heimat in die Fremde, jenseits der Weichsel. In mächtigen eisernen Behältern prasseln Feuer, damit die Ermatteten und Kranken sich wärmen können; willig, nachdem es ihnen gelungen, machen sie anderen Platz und schieben sich wieder mit ihren Bündeln in die dunkle Masse ein, auf die von der offenen Seite her der Wind den feinen Sprühregen peitscht. Nirgends ein lautes Wort, kein Hadern und Streiten, Rufen und Winken, Klagen und Jammern. Jede der Familiengruppen hält sich allein, über allen liegt's wie die jegliche Äußerung, ja fast jede Bewegung unterdrückende, lastende Wucht einer schweren, unabwendbaren Prüfung, die hingenommen werden muß! Sie alle, alle scheinen schon zufrieden zu sein im Gefühl, sich hier in Sicherheit zu befinden. Wie ein Aufatmen geht's durch die vielhundertköpfige Menge, wenn die glühenden Augen der Lokomotive

aufleuchten, keuchend Dutzende und Aberdutzende von Wagen hinter sich herschleppend, welche im Umsehen gefüllt sind!

Und diese aufs tiefste ergreifenden Szenen wiederholen sich Abend für Abend an derselben Stätte! Fanden sich doch an einzelnen Tagen dieser Woche an 10 000 Flüchtlinge hier ein, die binnen 24 Stunden weiterbefördert wurden, und der Zustrom hat noch nicht nachgelassen.

Von früh bis spät, oft auch nachts rollen die Flüchtlingswagen an meinem nach der Bahnhofsstraße zu gehenden Fenster vorüber, auf einzelnen zwölf und fünfzehn Personen, hauptsächlich Frauen und Kinder. Manche der Gefährte von vier Pferden gezogen, die Leine der eine der halberwachsenen Söhne führend, ein zweiter auf dem Handpferd reitend, ohne jegliches Zubehör. Muntere Füllen traben häufig neben- und hinterher, auch Vieh wird hereingetrieben; oft stockt das Gewirr, geduldig, ohne ein Wort des Unmuts, wartet man, bis es weitergeht. An den in die Stadt führenden Landstraßen sind Gendarmen aufgestellt, die den Flüchtlingen genaue Anweisung geben, wohin sie sich zu wenden haben: jene mit Wagen nach den Kasernen, die übrigen nach bestimmten Schulen. Alle Auskünfte, Mitteilungen über Weiterbeförderung, Unterstützungen usw. werden im Kreishause erteilt.

Wie Insterburg, wo sieben Kreise zusammenstoßen, der Sammelpunkt für die Flüchtlinge der

nahe der Grenze liegenden Ortschaften und Dörfer ist, in denen aus Vorsicht die Räumung angeordnet wurde, womit durchaus nicht gesagt ist, daß nun die Russen von ihnen Besitz ergreifen, so ist das Kreishaus der Mittelpunkt der bis ins kleinste durchdachten und ausgeführten Bestrebungen, den Heimatlosen zu helfen. Das umsichtig alles bedenkende Haupt vertritt der Landrat des 45 000 Bewohner zählenden Kreises, Overweg, das warm und liebevoll schlagende Herz seine Gattin. Beide, die sich unermüdlich dem Hilfswerk widmen, werden darin unterstützt von mehreren Damen und Herren, die sich mit voller Hingebung der schönen, freilich auch anstrengenden und schwierigen Aufgabe widmen. Richtiger den Aufgaben, denn es handelt sich hier in erster Linie um die Pflege der Verwundeten und um die Sorge für die an der nahen Front weilenden Truppen, für welch' letztere, teils mit privater Hilfe, teils mit Unterstützung des Roten Kreuzes, das Erforderliche angeschafft wird, um es den sich hier meldenden Verpflegungsoffizieren usw. einzuhändigen. Außerdem wird ein Lazarett mit hundert Betten, eine Verband- und Erfrischungsstation auf dem Bahnhofe — in einzelnen Nächten mußten bis zu 1800 Verwundete gespeist werden — und ein Soldatenbad, in welchem auch die Wäsche unentgeltlich gewaschen und ausgebessert wird, unterhalten.

Vor kurzem aber hieß es mit einem Male, sich der Flüchtlinge anzunehmen, die in stets wachsender

Zahl in die Stadt strömten und deren Zuzug noch immer andauert, teils, wie erwähnt, zu Wagen, teils zu Fuß, teils mit der Bahn. Von der siebenten Morgenstunde an finden sich die Neuangekommenen im Kreishause ein, in welchem an den verschiedensten Stellen ihre Anfragen, Bitten, Wünsche erledigt und, in den nötigen Fällen, an sie Gaben verteilt werden. Dazu dienen auch die Vorräte der Kleider-, Betten- und Felle-Kammern sowie die im Keller gelegene Küche, in der für dreihundert Personen warmes Essen gekocht wird. In der Nähe füllen schnelle Hände hunderte von Flaschen mit Kakao, die den Familien mit Kindern für die Bahnfahrt eingehändigt werden, tausend und mehr an einem Tage. Des ferneren werden Brot, Kartoffeln, Seife, natürlich auch Wäsche, wollene Sachen, Decken — soweit der leider immer gar zu schnell erschöpfte Vorrat reicht — verteilt; wie bitter ist's dann zu sagen, daß nichts mehr da ist, aber wie freudig erkennt man an, daß sich auch hier die Liebestätigkeit im weiten Deutschen Reiche, an die ja so große Anforderungen gestellt werden, aufs schönste bewährte!

Im ersten Stockwerk, in dessen dort befindlichem Kreissitzungssaale die einlaufenden Gaben entgegengenommen, eingeschrieben, gesondert und zur Verteilung bestimmt werden, geht's regsam zu. Tuch, Wolle, Leinwand wird zerschnitten und genäht, es klappern die Scheren und Nähmaschinen; hier gilt's

an die Verwundeten und Erkrankten zu denken. Um den Armen in der Stadt und auf dem benachbarten Lande Arbeit zu schaffen, werden an sie Vorräte zum Spinnen, Weben, Stricken gegeben, ebenso die ausbesserungsbedürftige Wäsche. Für alles hat man hier Verwendung, alles wird zweckmäßig untergebracht. Es macht helle Freude, die mit nie ermüdender Liebe und Hingebung hier ausgeführte Tätigkeit der Damen vom Roten Kreuz zu verfolgen, die keine Minute müßig sind, die oft den redlich verdienten Nachtschlaf opfern, die sich ablösen, um in den Schulen und den Kasernen nach dem Rechten zu sehen.

In ersteren sind, wie schon angegeben, jene Flüchtlinge untergebracht, die über keinerlei Gefährt verfügen. Hauptsächlich halten sie sich in den gut erwärmten Turnhallen auf, deren Boden mit dichten Strohschichten bedeckt ist. Auch hier fast nur Frauen und Kinder, bloß wenige betagte Männer; ein kleines Bündel, ein paar Kopfkissen und Tücher bilden meist die ganzen Habseligkeiten. Dreimal am Tage gibt's warme Kost; aber gern greift die Hand immer wieder in die Tasche, bis auch der letzte Silberling fort ist, damit die Mütter für die Kleinen Milch und Backwerk kaufen können, damit sie einige Groschen für die Fahrt haben. Ach, wie sehr empfindet man es da, daß man nicht mehr helfen kann! —

Ähnliche Bilder in den Kasernen, in denen die Reitbahnen und Ställe den Familien eingeräumt

wurden. Verschiedene der letzteren mußten zum dritten Male die heimatliche Scholle verlassen, einzelne, zumal in der Pillkaller Gegend, waren erst vor vier, fünf Tagen zurückgekehrt, hatten gerad' in den verwüsteten Anwesen etwas Ordnung hergestellt, da lautete es abermals: „Fort, schnell fort!" Und ohne besondere Aufregung, ohne zu fragen und zu klagen, folgte dieser zähe, widerstandsfähige Bauernschlag der Aufforderung.

Auf einzelnen Kasernenhöfen sind die Wagen untergebracht. Wer will, kann natürlich mit diesen die Weiterfahrt antreten; den Leuten wird aber dringend geraten, es nicht zu tun, da die Pferde bei der Futternot und der Witterung den Anstrengungen nicht gewachsen sein würden. Die besseren Tiere werden ihren Besitzern von den Militärbehörden abgekauft, die anderen von der Landwirtschaftskammer. Auch für das Vieh werden entsprechende Preise bezahlt. Einer der Höfe ist für den Verkauf bestimmt, und ist letzterer abgeschlossen, so muß das Nötigste für die Bahnfahrt aus dem Wagen genommen werden, der mit seinem übrigen Inhalt herrenlos stehen bleibt.

Heute vormittag war's, als ich eine solche Ausmusterung mit ansah. Immer wieder wurde von der Bäuerin geprüft und gewählt, verworfen und aufs neue vorgeholt, nochmals und abermals überlegt, ob nicht das und jenes noch der zur Mitnahme bestimmten Kiste eingefügt werden könnte. Dann gab sie ihren sechs- und siebenjährigen Söhnen, die

tüchtig mitgeholfen, einen Pack Kleidungsstücke und Wäsche, ihnen genau angebend, in welchem Kasernenzimmer sie alles abgeben sollten, sie würde nachher selbst kommen, wenn sie hier fertig geworden.

„Das arme Wurm," sagte sie auf meine Frage, „'s ist aus unserm Dorf, 'ne junge Frau. Hat vorgestern ein Kleines bekommen, ein kräftiges Mädel. Und erfuhr gestern, daß ihr Mann und ihr Bruder bei Goldap gefallen!" — — —

Es war vorauszusehen, daß der Durchzug der Flüchtlinge aus den Grenzbezirken unter den Eingesessenen des Insterburger Kreises eine Erregung hervorrufen würde, die manche bereits gleichfalls zur Flucht veranlaßte. Der obenerwähnte Landrat erließ eine Bekanntmachung, in der er erklärt, daß für diesen Kreis zurzeit keine Gefahr besteht. „Trotzdem ist es verständig," wird des weiteren bemerkt, „sich frühzeitig klar zu machen, was bei einem Einfall des Feindes zu geschehen hat. Männer von 15 bis 45 Jahren sind möglicherweise der Kriegsgefangenschaft ausgesetzt. Junge Frauen und Mädchen verlassen, sofern sie nicht unter sicherem häuslichen Schutze stehen, am besten das Invasionsgebiet. Jeder andere entscheide selbst, ob er bleiben will oder nicht. Je mehr Einwohner bleiben, desto geringer ist, wie uns die überstandene russische Invasionszeit gelehrt hat, die Gefahr für Mensch und Vieh, Hab und Gut. — Ich bleibe unter allen Umständen auf meinem Posten und werde mich bemühen, die Kreis-

eingesessenen, die den Mut haben, mit mir zu bleiben, nach Möglichkeit zu schützen!" — Bravo!

Hier handelt sich's nur um eine Vorsichtsmaßregel, genau wie bei der angeratenen Räumung vieler Ortschaften, die durchaus nicht von den Russen bedroht sind. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß die guten Erfolge unserer tapferen Truppen bei den letzten Kämpfen die Gefahr einer neuen russischen Überflutung bestimmter Bezirke, die vielleicht bestanden hat, beseitigt haben, und daß die russischen Eindringlinge bald auch hier wieder über die Grenze zurückgeworfen werden.

Durch die Lüfte.

Insterburg, 21. November.

„Frei?" rief mit hallender Stimme unter seiner Kappe hervor der hinter mir sitzende Flugzeugführer.

„Frei!" antwortete der Monteur.

Der Motor sprang an, die Klötze vor den Rädern wurden fortgeschlagen, der Rumpler-Eindecker, der, wie sein ausgezeichneter Lenker, Leutnant Canter, mit Recht das Abbild des Eisernen Kreuzes aufwies — denn über 30 schwarz-weiß-rote Kringelchen umgeben die feindlichen Kugelspuren im Rumpf und auf den Tragflächen — rollte gegen den Wind.

„Vorwärts!" erscholl in frohem Tone der Befehl.

Vor mir, der ich hinter einer Zelluloidscheibe den Beobachtersitz eingenommen hatte, sauste in unheimlicher Geschwindigkeit der Propeller; ein jähes Zittern und Dröhnen, das ich im ganzen Körper verspürte, ging durch die Maschine, nun ein leichtes Schwanken, ein erneutes Ruckeln und Rattern, der

Eindecker hob sich erst langsam, dann schneller und schneller empor in die klare Winterluft.

„Wenn was passiert, nur Ruhe bewahren, nur auf dem Platz verbleiben!" schrie mir mahnend mein Führer zu, der mit diesem bewährten Fahrzeug schon mehr als 8000 Kilometer über dem Feinde gemacht hatte. Von jetzt an war jegliche weitere mündliche Verständigung ausgeschlossen, bloß mit Hilfe von Bleistift und Papier konnte man sich Nachricht geben, jede Äußerung wurde vom rasenden Luftstrom fortgerissen, verklang im Lärm der Propeller.

Wir waren im Umsehen gewaltig gestiegen. Im Umsehen, und das in des Wortes wahrster Bedeutung. Obwohl es mein erster Flug war, zu dem mir der Oberbefehlshaber die erforderliche Genehmigung erteilt hatte, hatte ich nicht die geringste Empfindung der Unsicherheit oder Gefahr, auch nicht das Gefühl, daß uns auf dem beabsichtigten Fluge zur Grenze ein russisches Geschoß Unheil bereiten könnte. Das Notizbuch ruhte zunächst unberücksichtigt in der müßigen Hand, die Augen hatten zuviel zu sehen, es war zu herrlich, mit dem gewaltigen, hellen, vom Menschengeist erfundenen und gelenkten Kriegsvogel unter der Himmelsdecke dahinzuschweben, erhaben über allem Erdenleid, über dem Kummer, Sorgen, Ringen und Streben da unten, tief da unten!

Klein und zierlich erscheinen die Häuser in der Stadt unter uns, in der wir soeben noch geweilt — die roten Dächer erstrecken sich in langen und krum-

men Linien, die Straßen abgezirkelt dazwischen, da die Parkanlagen mit ihren Wasserflächen, der Fluß, der sich wie ein silbernes Band durch die graue Landschaft windet. Dort die gesprengte Brücke mit ihrem breiten Knick in der Mitte, und der von unseren Pionieren so flink und doch dauerhaft geschlagene hölzerne Übergang, die Schienen der Eisenbahn, ein Zug, der auf ihnen hinrollt — er scheint bloß schneckenartig vorwärts zu gelangen.

Wir halten uns längs der Chaussee, die nach Gumbinnen führt. Auf ihr die langen, langen Reihen der Flüchtlingswagen, Gefährt hinter Gefährt, neben ihnen zwei Bagagekolonnen. Auf den Wiesen und Feldern, die sich wie auf einem Schachbrett genau erkennbar abheben, schwarzweiße Rinderherden, auch kleinere wie größere Trupps Schafe, sichtlich ohne Hirt und Hund. Auf einzelne der Herden bewegen sich Gestalten zu, an der hohen Kopfbedeckung, dem Tschako, erkennt man sie als Landwehrsoldaten; sie umkreisen die Tiere und treiben sie zur Chaussee.

Da, an jener Brücke, nahe einem Dorfe, eine Stockung in dem Tohuwabohu von Wagen, Pferden, Vieh. Zwei Autos rollen einher, müssen halten; man glaubt fast das Rufen und Wettern der militärischen Insassen zu hören, die es natürlich furchtbar eilig haben. Und wieder durchströmt mich das glückerfüllte Gefühl, von all dem fern zu sein, kein Hindernis zu kennen, auf dieser Bahn im lichten Aether ohne Schranken und Hemmungen.

Aber man soll nicht zu schnell triumphieren! Aus Nordosten kommt es herangezogen, jetzt noch ein duftiges Gewölk, recht fern, plötzlich ganze Ballen und Wolken, die sich binnen Sekunden wie durch Zaubermacht übereinander türmen. Im Nu sind wir mitten drin, umwogt von dichten, flatternden, grauen Nebelschleiern. Jetzt sind wir drüber weg, aber von der Erde ist nichts mehr zu erspähen. Merklich senkt sich unser Flugzeug, wieder im dunstigfahrigen Wallen der Wolken, dann, nach kürzester Frist, in der reinen Luft, die von neuem alles deutlich unterscheiden läßt. Abermals die Chaussee mit den Flüchtlingen, dort die ausgebrannten, zerstörten Gehöfte einer kleineren Ortschaft, ein Friedhof mit düsteren Nadelbäumen dabei.

Der Fliegeroffizier berührt meine Schulter, weist mit der einen Hand vor uns hin. Ein Punkt ist dort zu sehen, vielleicht ein Habicht. Aber der Tupfen ist schon zu groß geworden, er eilt mit weißen Schwingen auf uns zu, jetzt erkennt man ihn, gleichfalls einer unserer Eindecker, der von einem Erkundungsflug heimkehrt. Kaum eine Minute, und er flattert schon weit fort von uns.

Wir nähern uns der Stadt Gumbinnen: dort der stattliche Ziegelbau des Amtsgerichts, da die Kasernen, unter uns der Marktplatz. Wenig Leben und Bewegung in den meisten Straßen, die wie ausgestorben sind, die Mehrzahl der Einwohnerschaft ist fort: keinerlei Rauch entquillt den Schornsteinen,

nur auf dem Bahnhof geht's rege zu. Einige Züge schieben sich hin und her, Menschen, überwiegend Soldaten, auch solche mit Tragbahren, sind in dunklen Gruppen zu entdecken. Nun auch auf der nach Goldap führenden Chaussee verschiedene Trupps Militär, Infanterie und Kavallerie, ganz abgesondert einige Dutzend Wagen, die wohl Verwundete bergen.

Wir fliegen in südöstlicher Richtung, steigen höher und höher, befinden uns abermals mitten in einer Wolkenschicht, die uns mit zäher Ausdauer umhüllt, bis wir sie seitlich verlassen. Jetzt jagen wir dahin, in — wie ich erst später erfuhr — 2000 Meter Höhe. Alles da unten ist sehr klein, sehr winzig, vieles aber doch noch gut zu erkennen. Wie ein dumpfes Geräusch schallt es mir ans Ohr, ich sehe links einer Hügelkette, dicht nebeneinander, weiße Wölkchen auftauchen, da ist's, als ob das Flugzeug ein wenig gehoben wird und sich wieder senkt: wir sind über feuernden Batterien unserer schweren Artillerie.

Dort erstreckt sich weithin mit ihren Forsten die Romintener Heide, an dieser Stelle blaue Seen einsäumend. Jene Linien hinter einem Eisenbahndamm sind, wie sich's durchs Fernglas deutlich zeigt, russische Schützengräben. Ich kann nicht unterscheiden, ob sie besetzt sind; dazu gehört denn doch ein geübterer Blick.

Desto deutlicher sehe ich aus mehreren Dächern

Goldaps die Flammen emporsteigen. Auf dem Marktplatz brennt das Rathaus, an vier, fünf, sechs Stellen lodert die flackernde Glut, auch das Haus nahe der Kaserne, in dem ich noch vor kurzem friedlich gewohnt, ist von den Eindringlingen, die des Zaren Rock tragen, in Brand gesetzt worden. Arme gastliche Stadt, die nun das Schicksal Lycks teilt!

Auf dem Acker unweit des Lazaretts stehen in mehreren Gliedern Wagen, die irgendwelchen militärischen Zwecken dienen. Daneben ein fortgesetztes, in Bewegung befindliches Hin und Her; es sind die Pferde einer größeren Reiterabteilung. Und da, bei dem eigenartig geformten hohen roten Wasserturm, genau hinter dem nach einer Seite zu durch einen Waldstreifen geschützten Soldatenkirchhof der deutschen und russischen Krieger, sind russische Batterien in Stellung, scheinen aber nicht in Tätigkeit zu sein.

Wir wenden und streben wieder unserem Abflugsort zu. Vergebens gucke ich nach unseren sowie nach russischen Truppen aus, sie sind sicherlich in guter Deckung, unterstützt durch das wechselvolle Gelände mit Hügelzügen, Taleinschnitten, Waldungen. Schnell sind wir der Gefechtszone entronnen. Einen merkwürdig unheimlichen Eindruck macht die allen Lebens bare Landschaft. Verlassen der sonst vom Pflug durchfurchte fruchtbare Boden, verlassen die Dörfer und Wege, der vernichtende Hauch eines schweren Verhängnisses ist darüber hingeweht, alles verscheuchend, was Odem gehabt.

Nach einer halben Stunde senken wir uns zum Flugplatz nieder, das tolle Surren des Propellers läßt nach, die Maschine setzt auf und rollt aus. Eine Minute später stehen mein unerschrockener, wagemutiger Führer, der schon viele, für unsere Heeresleitung sehr wichtige Meldungen gebracht hat, und ich wieder auf festem Boden. Mit fast liebevollem Blick mißt der Offizier das an verschiedenen Stellen gepanzerte, so leicht und flink ausschauende Flugzeug: „Ein famoser Kerl," sagt er, als ob er von einem guten Freunde spräche, „hat mir schon manch trefflichen Dienst geleistet, mich nie im Stich gelassen, trotz Unwetter und Gefahren; wir beide verstehen uns und halten treu zusammen!"

Der Abend vereinte mich mit den — sämtlich mit dem Eisernen Kreuz geschmückten — Offizieren dieser vierten Fliegerabteilung des ersten Korps, prächtigen, ernsten, tatenlustigen Herren, im behaglichen Kasino des sonst hier in Garnison liegenden ostpreußischen Artillerieregiments. Auch General von Rennenkampf war mehrfach in diesen Räumen gewesen. Während jener Russenzeit hatte die treffliche, betagte Wirtschafterin, die auch heute nach dem Rechten sah und die Ordonnanzen gut im Zug zu haben schien, ihren Posten nicht verlassen und noch in letzter Stunde das Silberzeug des Kasinos in einem Kehrichthaufen des Hofes verborgen; dieser war vor den Nachforschungen der Russen verschont geblieben.

Natürlich drehte sich das Gespräch vielfach um

die edle, kühne Fliegerei, die ja in diesem Kriege von so großer Bedeutung ist. Ihren russischen Kameraden ließen die deutschen Flieger volle Gerechtigkeit zuteil werden: „Es sind schneidige Menschen, die einen Kampf in der Luft aufnehmen oder auch anfangen, und zwar so, daß sie mit ihrer Maschine die unsere zu rammen suchen. Sie bedenken dabei freilich nicht, daß sie ja dann auch zugrunde gehen, samt dem Flugzeug, und daß dieses doch, nebst ihren eigenen Erfahrungen, von erheblichem Wert für die Heeresleitung ist."

„Haben Sie mal einen Kampf in den Lüften durchgemacht?"

„Ja, über Bakarlazewo. Zwanzig Minuten umkreisten und beschossen wir uns gegenseitig; wir benutzten Revolver und Leuchtpistolen, die wir sonst zu Signalen für uns gebrauchen. Der Russe hatte entschieden die Absicht, auf uns zu stoßen; wir schienen dann aber einen oder einige Treffer gemacht zu haben, denn er nahm plötzlich schnell Reißaus. Wir konnten unsere guten Meldungen erstatten."

„In Neidenburg war es auch einmal brenzlig," berichtete einer von der kleinen Tischrunde. „Dort und auf weiterer Linie fanden damals die später unter dem Namen der Schlacht bei Tannenberg zusammengefaßten blutigen Kämpfe statt. Mit meinem Motor war irgendwas nicht in Ordnung, ich mußte eine Notlandung vornehmen, nahe dem Städtchen. Auf der Chaussee, die meine Wiese streifte, harr-

ten etwa 2000 Gefangene des Abtransportes; als Begleitmannschaften standen nur etwa 50 Landwehrmänner zur Verfügung. Der Unteroffizier kam auf mich zu: „Herr Leutnant, die Kerls scheinen rebellieren zu wollen, sie zögern mit dem Abmarsch. haben vorhin die russischen Geschütze gehört und hoffen, daß die ihrigen bald hierher vordringen werden!" — Ich verständigte mich schnell mit meinem Begleiter, wir traten zu den Gefangenen, unter denen sich auch mehrere Offiziere befanden, die trotz unserer Lederjacken unsere Abzeichen erkannten: „Wer spricht deutsch von euch?" Es meldeten sich mehrere. „Sagt euren Gefährten, daß beim geringsten Ungehorsam die Bomben, die wir im Flugzeug haben, in eure Reihen fliegen! Wir folgen euch. Der erste Schuß unserer Leute gibt uns das Zeichen!" — Die Nachricht wurde weitergegeben und ging, ängstlich geflüstert, durch die dichtgedrängte Schar. „Vorwärts!" befahl ich. „Vorwärts!" rief mein Kamerad, „Vorwärts!" schrien die Landwehrmänner. Gehorsam setzte sich der große Trupp in Bewegung. Natürlich hatten wir gar keine Bomben mit!"

„Jungelchen, das hast du gut gemacht!"

Hell klangen die Gläser zusammen.

Bei den verwundeten Helden.

Insterburg, 29. November.

Eine Viertelstunde wollte ich bleiben, und es wurde die achtfache Zeit daraus. Mein Besuch im hiesigen Reservelazarett galt einem befreundeten Offizier, der vorgestern verwundet eingeliefert worden war. Er hatte mit einigen seiner Reiter den auf dem Rückzuge befindlichen Russen noch etwas „nachhelfen" wollen, wie er sich lächelnd mit leiser Stimme ausdrückte, da hatten ihm zwei Kugeln den linken Arm durchbohrt.

„Hat nicht viel zu sagen, mein lieber Herr Rittmeister," sagte ihm der leitende Arzt des Lazaretts, Stabsarzt Dr. Colley, den ich am Bette des Verletzten traf. „Natürlich schmerzt's etwas, da kommen wir noch drüber weg, in ein paar Wochen ist alles gut. Morgen vormittag trifft ja auch Ihre Gattin aus Berlin ein, für die ich schon eine Wohnung besorgt habe. Sie kann den ganzen Tag bei Ih-

nen bleiben, da ist's auch mit der Langeweile vorbei!"

„Danke, Herr Stabsarzt, vielen herzlichen Dank!"

„Nichts zu danken, nur ruhig liegen bleiben, damit Sie morgen frisch ausschauen. Und wenn Sie nicht schlafen können, so ist die Schwester hier schon unterrichtet, ein oder zwei Veronaltabletten. Sie werden dann gut schlummern."

Ich folgte dem Arzt auf den Flur: „Ist's wirklich nicht gefährlich?"

„I bewahre, genau wie ich's gesagt habe. Wenn der Krieg noch lange dauert, wird unser Reitersmann wieder ins Feld ziehen können. Da haben wir hier leider ganz anders Verletzte. Wollen Sie mich auf meinem abendlichen Rundgang, den ich gerade antreten will, begleiten? — Gut, aber da müssen Sie sich schon etwas ärztlich anziehen, hier, den langen, weißen Mantel, so, und nun los. Wir haben hier auf der chirurgischen Station übrigens nur Verwundete, also keine Kranken." — „Guten Abend, Herr Doktor," begrüßte er einen Kollegen aus Berlin, der sich seit kurzem hier aufhält, um einen neuen Verbandstoff zu erproben, welcher sich sehr gut bewährt. „Prächtiger Mensch," setzte der Stabsarzt hinzu, „von früh bis spät tätig, hat uns viel genützt."

Wir traten in den ersten Saal, der mit Schwerverwundeten belegt war. „Guten Abend," rief der Arzt.

„Guten Abend, Herr Doktor!" kam es verhalten

von einigen bleichen Lippen, andere öffneten sich nur ein wenig, ohne einen Laut hervorzubringen.

An jeder der beiden Längsseiten des nur schummerig erhellten Raumes standen etwa acht Betten; zu Häupten der letzteren auf schwarzem Brett der Name und die Art der Verwundung des Betreffenden, darunter die Fiebertafel. Zu jedem der Liegenden begab sich der Arzt, sich nach dem Befinden erkundigend, den Puls fühlend, die Hand auf die Stirn legend, einzelne der Verwundungen besichtigend, mit liebevollen Worten fragend, tröstend, beruhigend, ermunternd, so recht aus mitfühlendem Herzen heraus. Und diesen warmen, menschlichen Klang fühlte ich auch innig in den Erläuterungen, die er mir leise gab.

Mehrere der Säle mit Schwerverletzten durchwanderten wir, ich immer aufs neue im stillen die Standhaftigkeit und Gelassenheit dieser Helden bewundernd, die aus allen Teilen unseres Vaterlandes, aus Brandenburg, Pommern, Thüringen, Westfalen, Sachsen, Bayern, Ost- und Westpreußen usw. stammten. Kein Schmerzenslaut, keine Klage, nur selten ein wehes Stöhnen.

„Na, wie geht's denn, mein lieber Herr Lammert? Was, heute bedeutend besser? Ja, ja, wir sind bald über den Berg!" Jung, blaß, schmächtig lag der brave Detmolder da; er hatte in der Schlacht sein Namenschild verloren, man wußte zuerst nichts von ihm, der einen schweren Kopfschuß erhalten

hatte, und wußte nicht seine Heimat. Vom 3. bis 24. November war er bewußtlos, dann erzählte er im Fieber seinen Vornamen Willy und nannte Detmold, allmählich erfuhr man auch den Namen des Vaters, sofort ging eine Depesche an den Magistrat der Stadt mit näherer Anfrage — wie es bei allen Schwerverwundeten geschieht, die leichter Verletzten schreiben selbst — und soeben war die telegraphische Rückantwort erfolgt, daß alles stimme und der Vater benachrichtigt worden sei.

„Wie geht's Ihnen, lieber M.?“ — „Es reißt da oben so — —.“ „Gewiß, das kann ich mir denken. Aber das hört auch bald auf. Wie wär's denn mit einem Glas Champagner? Schwester, für unseren guten M. ein Glas Sekt, aber eine kriegsstarke Portion.“ — Dem Armen war gestern das rechte Bein bis zum Oberschenkel amputiert worden! — — Auch dem Nächsten, einem Berliner. „Na, und wie steht's mit Ihnen, lieber Herr Lange?“ — „Noch ville Schmerzen, Herr Doktor. Eene Frage: bin ick denn bald transportfähig? Ick möchte so jerne zu Weihnachten nach Berlin. Die Würmer würden sich doch so freuen, und meine Frau natierlich ooch!“ — „Zu Weihnachten,“ meinte der Arzt, „das glaub' ich noch nicht. Da werden wir uns hier einen hübschen Baum machen und werden die Kiste von zu Haus auspacken!“ — „Jut, Herr Doktor, aber't Richtige is doch nich.“ — „Vielleicht sind Sie dann schon auf!“ ermunterte der Arzt. — „Woll, Herr Doktor, denn hilft's nischt, na ja,

ick kann mir ja ooch nur noch uff eenem Been freuen!" — „Lieber Herr Lange, anderen geht's noch schlimmer. Sehen Sie Ihren Nachbar: Wundstarrkrampf. Immer bewußtlos." — „Ja, ja, Herr Doktor, et hätte ooch böser abjehn können."

Ein Rastenburger Grenadier hat ein Geschoß im Bauch. „Herr Doktor, können wir's noch nicht rausbringen?" — Der Arzt untersucht: „Bravo, man kann's schon fühlen. Da werden wir auch bald rangehen können. Noch ein bissel Geduld, alter Junge."

„Auch hier Bauchschuß," flüstert der Arzt bei einem älteren Reservisten, der, bewußtlos, stark röchelt. „Er wird in der Nacht sterben. Aber desto besser geht's unserem guten Fritz K., was?" sagt er beim nächsten Bett. „Wie wär's denn heute mit einem Glas Sekt, einem Wasserglas voll?" — „Fein, Herr Doktor!" — „Ja, Fritz K., wir haben Glück gehabt: Schuß rechts durch den Hals und unterm linken Unterarm heraus. Und nun kann er schon Zeitungen und Bücher lesen."

„Ganz seltsame Fälle konnte und kann ich fortgesetzt beobachten," sagte mein Begleiter. „Hier, dieser Tapfere, der sein Eisernes Kreuz in der Schublade des Nachttischchens hat, erhielt einen Schuß von der rechten Schulter quer durch die Lunge, Zwerchfell und linke Hüfte; das Geschoß ging am Oberschenkel wieder heraus. Und wir hoffen, ihn durchzubringen! Ein anderer hatte ein Geschoß auch quer durch die Brust bekommen mit Lungenverletzung —

Bluthusten —, er konnte nach zehn Tagen aufstehen und gehen. Am merkwürdigsten war die Verwundung eines Artilleristen, dem der Zünder eines Schrapnells (etwa in der Größe eines Hühnereis) durch den Rücken und an der linken Seite herausgegangen war; auch er ist geheilt. Am bösesten wirken die Granatsplitter; da treten häufig arge Verschlimmerungen ein, mit denen wir anfangs nicht gerechnet hatten."

In einem Saal fanden wir zwölf verwundete Russen vereint. Einige waren ziemlich geheilt, sie saßen an einem Tisch und ließen sich die warme Abendkost aus weißen Näpfen munden; bei unserem Erscheinen sprangen sie sofort auf.

„Guten Abend, Leute."

„Guten Abend, Herr Doktor!" sagte der den Dolmetscher spielende, aus Riga stammende russische Sanitätssoldat; die übrigen boten den Gruß in russischer Sprache.

Mit derselben Freundlichkeit und Sorgsamkeit sah auch hier der Stabsarzt nach dem Rechten und ließ durch den Rigenser Erkundigungen einziehen. „Schmeckt's denn gut?" — „Danke, Herr Doktor, ja, sehr schön!" — „Habt ihr auch genug?" — „Gewiß, Herr Doktor, so reichlich!"

Nach dem Besuch eines kleinen Raumes, in dem mehrere Hoffnungslose ruhten, diese völlig bewußtlos, jene von den Kämpfen phantasierend, muteten desto freundlicher die Säle mit den leichter Verwundeten

an; helles elektrisches Licht, auf einem größeren Tisch in der Mitte Blattpflanzen und Blumentöpfe, Obst und Wein, Bücher und Zeitschriften. Einzelne waren aufgestanden und unterhielten sich mit ihren Kameraden, von denen mehrere umfangreiche Kopfverbände trugen, andere Frostschäden an den Füßen erlitten hatten. Hier konnte man schon mehr fragen und plaudern, jedes Scherzwort fand ein fröhliches Echo.

Manch gemeinsame Erinnerungen wurden zwischen uns erweckt: an Schirwindt, Bakarlazewo, Szittkehmen, Wirballen, an Stunden in den Schützengräben und bei den Batterien, beim Angriff und der Verfolgung. „Wann erhielten Sie denn Ihren Schuß?" — „Am 13. November." — „Etwa bei der Erstürmung des Wilhelmsberges?" — „Jawohl." — „Bei welchem Regiment?" — Er nannte das Insterburger. — „I, mit dem war ich ja da zusammen. Haben ein paar böse Stunden verlebt." — „O, wie geht's denn im Regiment, wissen Sie Näheres?" — „Ja, Oberleutnant und Kompagnieführer Bartsch schrieb mir kürzlich." — „Ach, unser lieber Oberleutnant — ich war bei seiner Kompagnie," und die blauen Augen des Zwanzigjährigen strahlten. „Und er ist nicht verwundet?" — „Nein. Ihr Bataillon stürmte am 14. November Gawaiten, nahm vierhundert Russen gefangen und eroberte vier Maschinengewehre." — „Wie mich das freut, wie mich das freut! Und wenn Sie Herrn Oberleutnant schreiben,

bitte, teilen Sie ihm mit, es geht mir gut, und ich bin bald wieder bei der Kompagnie," und fragend-ängstlich heftete sich der Blick auf den Stabsarzt. Der nickte freundlich: „Gewiß, mein Sohn, gewiß; so in 14 Tagen etwa, na, vielleicht werden's auch drei Wochen."

Der Stabsarzt besprach Verschiedenes mit der Schwester. Anschließend daran lobte er die gleichfalls aus ganz Deutschland stammenden Schwestern und Helferinnen vom Roten Kreuz, die mit nie ermüdender Hingebung ihren schweren Beruf erfüllen, gleich dem Armeearzt, der täglich die Lazarette besucht, sich um alles kümmert, jeden befragt, ob er gut behandelt wird und mit der Kost zufrieden ist, ein Mann, so recht in der vollen, frischen Wirklichkeit stehend.

Und dies empfand ich auch bei meinem Führer, der die seit kurzem mit dem Eisernen Kreuz geschmückte Uniform nur für die Dauer des Feldzuges angezogen hat, sonst seine große Praxis in Insterburg ausübt. Zwischen ihm und den Verwundeten, die gar nicht besser aufgehoben sein können als hier, bestand das so wichtige Band des vollsten Vertrauens, des innigen Gefühls der ganz persönlichen Anteilnahme, der treuen Sorge um jeden einzelnen.

„Nun kommt noch der Tagesschluß," meinte der Arzt. „Oft das schwerste, das ergreifendste." Wir traten in ein ganz schmales Zimmer, dessen Schreibtisch mit Listen, Briefen, Depeschen usw. bedeckt war. Von hier aus wurden die Angehörigen der Ver-

wundeten benachrichtigt, telegraphisch oder brieflich. „Häufig zögere ich, die Telegrammblätter auszuschreiben," sagte mein Führer, „etwa, wenn ich schreiben muß: ‚Ihrem Sohn mußte heute das rechte Bein über dem Knie abgenommen werden', dann gebe ich mir selbst einen Ruck, es ist Vorschrift, und es ist eine gute Vorschrift, den unseren Helden Nächststehenden möglichst genaue und möglichst rasche Auskunft zu geben."

Als ich mich verabschiedete, trug man behutsam eine Feldbettstelle auf den Flur hinaus; der in ihr Ruhende war weiß verhüllt. Der Stabsarzt trat heran, sah nach: „Es ist der Reservist — gestern war seine Frau eingetroffen, arme, arme Frau!"

Der Morgenbesuch bei den Russen.

10. Dezember.

Die dritte Morgenstunde war gekommen, der angegebene Zeitpunkt.

Aus den Häuschen und Gehöften des kleinen Dorfes versammelten sich die Mannschaften der einen Kompagnie des tapferen ostpreußischen Regiments, das seit Beginn des Feldzuges dem Feinde so viel zu schaffen gemacht. Fast geräuschlos strebten sie, ihrer hundert und etliche Mann, dem Ausgang der Ortschaft zu, wie es ihnen am Abend zuvor befohlen worden. Man brauchte sich nicht der Blendlaternen zu bedienen, denn der fast volle Mond sandte sein mildes Licht auf die jetzt in so friedlichem Schweigen daliegende Schneelandschaft herab.

Der Oberleutnant blinzelte hinauf: „Gut, alter Freund, bist uns heute so recht willkommen, beleuchtest uns den Weg, hoffentlich zum Erfolg!“ Dann wandte er sich mit verhaltener Stimme an die Leute,

die schweigend, erwartungsvoll zusammenstanden: „Jungens, ihr wißt schon, worum sich's handelt! Wollen den Dachs im Bau aufstöbern, den Russen einen Morgenbesuch machen! Vor allen Dingen: ohne Mucks müssen wir heran an die Kerls im Graben! Keinen Schuß, keinen Stoß umsonst! Und verheddert euch nicht, wenn's zu viele sind, rasch zurück! Natürlich, ich brauch's kaum zu sagen, die Kameraden nicht im Stich gelassen! Und nun vorwärts, mit Gott!" —

Die Augen leuchteten, als man die Schießprügel mit aufgepflanztem Seitengewehr überhing, kein Wort wurde gesprochen. Dieser und jener nickte zufrieden mit dem Kopf, aus den Gesichtern strahlte die Freude über den kecken Streich, den man dem Feinde spielen wollte. Die Kompagnie empfand es als Auszeichnung, dazu gewählt worden zu sein. 's war ja auch zu langweilig gewesen, diese beiden letzten Wochen. Nur die Geschütze hatten hin- und herüber gebummert, sonst mußte man tatenlos in den Gräben und den nahen Dörfern liegen, hin und wieder ein paar Vorpostenplänkeleien, das war alles.

Der Marsch ging ein Stück auf der mit alten Birken besäumten Landstraße entlang, dann kam man in den Schatten des Waldes, durch dessen dichtstehende, schneebedeckte Bäume die Mondstrahlen geheimnisvoll flimmerten. Man hatte die Chaussee verlassen, marschierte nun zu zweien oder auch einzeln eng hintereinander, die Waffen schußfertig in

der Rechten. Fast eine Stunde war man unterwegs, man wußte, daß man bald die feindlichen Schützengräben erreichen mußte, die sich jenseits des Forstes, zu beiden Seiten der Straße, quer über die Äcker hinzogen. In jeder Minute konnte man auf die Vorposten treffen. Wie eine lange dunkle Schlange zog sich behutsam unter den still die Schneelast tragenden Tannen der Zug dahin.

Plötzlich ein Stocken, zehn, zwanzig, dreißig der die Spitze Bildenden stürzten auf die Chaussee, ein Schuß hallte mit kurzem, scharfem Knall durch die aus ihrem Schlummer aufgestörte Waldung, die ganze Kompagnie jagte aus der Sicherung der Bäume auf die Landstraße hinüber. Noch ein Schuß und ein dritter. Man eilte vorwärts, den Vordersten nach, die mit gefälltem Gewehr dahinhasteten, immer schneller, immer toller, trotz der Glätte des Bodens, der unter den tappelnd-stampfenden Schritten knirschte und knisterte. Keiner der Folgenden dachte nach, warum jäh diese wilde Jagd begonnen, keiner achtete auf zwei dunkle Körper, die lang ausgestreckt am Wegrande lagen.

Jetzt war die Lichtung erreicht, der erste Trupp bog links ab, der zweite, ganz von selbst, nach rechts; dort die Gräben, aus denen sich einzelne Köpfe und nun auch ganze Körper aufreckten, erschreckte Mienen im fahlen Lichte des Mondes, russische Worte, ein Wirrwarr, ein paar Schüsse, Stöhnen und Röcheln. Die Schläfer taumelten von ihren geraubten Betten

und Decken, auf denen sie sich's bequem gemacht, empor; blitzende Flintenläufe und Säbel, zwei Rufe, die sich eiligst fortpflanzten: „Rußki 'raus!" und „Hände hoch!" Und schon krochen die Überraschten aus ihren Erdlöchern hervor, drängten sich zusammen, ihre Gewehre wurden mit einem Ruck zerschlagen, daß die Kolben absprangen, wer Widerstand geleistet, war verstummt.

„Paschol! Paschol!" riefen einige der Unseren und halfen den Zögernden wortlos, aber kräftig nach.

Die beiden Züge vereinten sich rasch wieder, die Gefangenen, ihrer 94, in der Mitte, und sieh' da, man hatte auch zwei Maschinengewehre erbeutet, die je zwei Russen ziehen mußten. Freilich, auch fünf von uns waren verwundet, drei leicht, durch Bajonettstiche, zwei schwerer, die man auf aus Gewehren hergestellten und mit russischen Mänteln bedeckten Tragbahren behutsam trug. Und nun erfuhr man auch, was sich zuerst ereignet: die Spitze der Kompagnie war auf eine aus Unteroffizieren und Gefreiten bestehende russische Patrouille gestoßen, die nach Abgabe der Schüsse sofort schleunigst kehrt gemacht. Mit den Russen zugleich hatte man die Schützengräben erreicht und den guten „Fischfang" veranstaltet, von dem freudig die Braven ihren Regimentsgefährten beim dampfenden, wohlverdienten Morgenkaffee im Quartier erzählten. — —

Zwei Tage später. Ein klarer, schöner Winter-

morgen. Vom blauen Himmel strahlt mit goldigem Glanze die Sonne und läßt den Schnee milliardenfach aufblitzen, als ob mit verschwenderischen Händen ungezählte Diamanten über Felder und Wälder ausgestreut worden.

In der Mitte einer von hohen, schneebedeckten Fichten umgebenen Lichtung des Buyliener Forstes ist ein Altar errichtet, aus einem Tischchen mit einer lila Decke bestehend, von Tannenzweigen dicht umrankt; rechts und links Gewehrpyramiden, um die sich gleichfalls grüne Reiser winden.

Vor und zu beiden Seiten des Altars ist das ostpreußische Regiment 44 aufgestellt, heute, am Gedenktage der vor 44 Jahren geschlagenen blutigen Schlacht auf Frankreichs Gefilden, in der die Truppe durch die den Sieg herbeiführende todesmutige Erstürmung einer starken Schanze sich nimmerwelkende Lorbeeren errungen. Davon künden die Fahnenbänder und Spangen an den Feldzeichen, die enthüllt den zu kühnem Fluge bereiten preußischen Adler zeigen. Nahe dem Altar der Regimentsführer, dann der Brigadekommandeur und der Befehlshaber der Division.

Auch die Musik fehlt diesmal nicht. Wie lange hat man sie nicht vernommen!

Als nun die weihevollen Klänge des „Wir treten zum beten vor Gott den Gerechten“ in vollen Tönen einherrauschen, in die sich die krachenden Schläge unserer nahen schweren Batterien und die dröhnende

feindliche Antwort mischen, als sich die ruhmvollen Fahnen neigen und die Häupter entblößen, da wird manch Auge feucht und schließen sich fester die Hände zu heilig-stillem Gebet zusammen, während die Häupter sich demütig neigen.

Der Geistliche tritt vor, im Feldornat mit lila Abzeichen, dem Herrn der Heerscharen die Ehre gebend; aus bewegtem Herzen dringen seine Worte und fließen in bewegte Herzen. Und nun wieder die Musik: „Großer Gott, wir loben dich!"

Vor dem Altar steht der Regimentsführer. Mit soldatischer Knappheit und doch mit inniger Wärme gedenkt er der vaterlandsbegeisterten Kämpfer von 1870, die vor einer gewaltigen Übermacht nicht zurückgeschreckt und trotz Tod und Verderben die Fahnen des Regiments auf die mit zäher Tapferkeit verteidigten Höhen aufgepflanzt. „Zeigt euch," so schließt er ergriffen, „würdig eurer alten Regimentskameraden, zeigt euch würdig der Taten von 1870."

Hüii — hüii — hüii — seufzen da ein paar russische Granaten über die Tannenwipfel hinweg; ihr drohendes Klingen und Singen verschwindet in den ernsten Weisen: „Ach bleib mit deiner Gnade."

Generalmajor Möbius schreitet zur fünften Kompagnie, derselben, die zwei Tage zuvor den Russen im Schützengraben ihren Morgenbesuch abgestattet. „Jungens, ich will euch was sagen," ruft er, den sie alle lieben, blitzenden Auges, „hier ist Ostpreußen, da"

und er weist mit seiner Hand in der Richtung der feindlichen Stellungen, „stehen die Kerls noch immer! Raus kommen sie, Jungens, dafür sorgen wir!"

Und ein jubelnd-brausendes, dreimaliges Hurra bildete Antwort und Gelöbnis zugleich!

Wintertage beim Divisionsstabe.

15. Dezember.

Zwischen weiten Schneefeldern, von denen sich schwarze Krähenschwärme, gelegentlich auch ein zierlicher Marder oder ein flüchtiges Häslein abhoben, rollte flink das graue Heeresauto dahin. Es ging durch das ausgestorbene Gumbinnen, durch einzelne Ortschaften, in denen nur militärisches Leben herrschte und kürzere Gepäckkolonnen hielten, bis wir in einem kleinen Dorfe vor dem schlichten, einstöckigen Gutshause Halt machten. Der schwarz-weiß-rote Wimpel oberhalb des niedrigen Gartenzaunes deutete den Stab der Division an, Posten schulterten das Gewehr, Burschen säuberten auf dem Hofe die Pferde, einige russische Gefangene zerkleinerten und schichteten das Brennholz, Geschützdonner drang hallend herüber. Mit warmer Herzlichkeit ertönte das „Willkommen!" bekannter Offiziere, die sich in dem unteren dreifenstrigen Zimmer bereits zu dem auf ein Uhr

festgesetzten gemeinsamen Frühstück eingefunden hatten.

Pünktlich erschien der Divisionskommandeur, hoch und schlank gewachsen, von fein abgetöntem, liebenswürdigem Wesen. Er nahm den Platz an dem oberen, schmalen Ende der Tafel ein, welche die zwölf Herren des Stabes vereinte. Jeder von diesen hatte seine eigenen Messer, Gabel, Löffel; Tischtuch und Mundtücher waren unbekannte Dinge, wer den Wunsch hegte, erhielt ein Glas Bier; zu der Fleischbrühe in Tassen gesellten sich zwei Schüsseln mit Sülze, etwas Wurst und Schinken waren auch vorhanden, ebenso Butter und Gänseschmalz. Während der einstündigen Mahlzeit fehlte es nicht an Störungen mannigfacher Art: Meldungen wurden erstattet, schriftliche Nachrichten gebracht, mehrfach mußte der neben dem Divisionär sitzende Generalstabshauptmann in das benachbarte Fernsprechzimmer eilen, da bald dies, bald jenes gefragt, mitgeteilt, ausgetauscht wurde, von den vorderen Batterien, von einzelnen wichtigen Stellungen, von den Stäben dieses und jenes Truppenteils, vom Armee-Oberkommando.

„Wollen Sie mich auf meinem Ritt begleiten?" fragte mich nach dem Essen der Divisionsadjutant Major Kettner. „Ich habe verschiedenes mit dem Brigadeadjutanten im Dorfe Buylien zu besprechen, wir kommen bis zu unseren Batterien."

Kurz danach trabten wir, gefolgt von drei Ordonnanzen, auf der Landstraße dahin, durch die

schweigende Winterlandschaft, in der kleinere Tannenwaldungen mit Wiesen und Äckern wechselten.

Näher und näher erklang das Dröhnen unserer Geschütze, immer deutlicher auch die Antwort des Feindes. Einzelne Ulanenpatrouillen tauchten auf, Posten sicherten die Wegkreuzungen, rechts in größerer Entfernung loderten die Flammen aus einem von uns in Brand geschossenen, von den Russen besetzt gehaltenen Dorfe empor.

Und nun ein seltsamer, uns völlig unerwarteter Anblick: auf einer Lichtung ein Zug unserer Infanterie, in Schützenketten vorgehend, bald sich hinwerfend in den Schnee und zielend, bald sprungweise weiterdringend und wieder mit der Erde enge Fühlung gewinnend. Der Major kam meiner Frage zuvor: „Was sagen Sie zu unserer deutschen Disziplin?" meinte er lächelnd. „Reserven sind's, dieser Tage angelangt; jetzt, nahe dem Feinde, müssen sie für den Ernstfall üben, der vielleicht schon diese Nacht oder morgen eintritt."

Wir hatten das Dorf erreicht, ritten aber hindurch, weil mein Begleiter nach den feindlichen Stellungen Ausschau halten wollte. Hinter den ausgebrannten Mauern eines der letzten Gehöfte saßen wir ab. „Wenn ins Dorf hineingeschossen wird, nur gleich mit den Pferden fort!" lautete die Mahnung.

Sie war durchaus angebracht, denn kaum, daß wir ins Freie gelangt waren, hörten wir den bekannten Sang der russischen Granaten, die unserer

jenseits der Chaussee am Waldrande gut verborgenen, schweren Batterie, deren sprühendes Mündungsfeuer wir jetzt sahen, galten.

Gefolgt von einem, das Scherenfernrohr tragenden, zu unseren Ordonnanzen gehörenden Unteroffizier, schritten wir ein Stück die baumbewachsene Landstraße dahin, mußten sie aber doch bald verlassen, da sie mehr und mehr unter Feuer genommen wurde. Also aufs Feld links und einzeln eilig weiter; dann wurde das Fernrohr aufgestellt, durch das der Major prüfend Ausschau hielt. Die Russen mußten uns erspäht haben, einzelne Granaten schlugen in Entfernungen von vierzig, fünfzig Metern ein, aber es waren „Ausbläser", die nicht krepierten. Nun wurden uns auch Schrapnells zugesandt, deren silberne Leuchtkugeln in der Luft blinkten und platzten.

„Es hat keinen Zweck mehr, hier zu verweilen," meinte der Major, „leider ist's schon zu dämmerig, um Genaues sehen zu können, und schließlich trifft uns doch noch so'n Dings," und er deutete auf einen tiefen und breiten Trichter, den ein russisches 20-Zentimeter-Geschoß kurz vordem — da die Erde noch ganz frisch und feucht war — gerissen hatte. „Denn die Kerls haben uns doch wirklich wieder 'rausgekriegt, sie besitzen ganz erstaunlich gute Gläser und sparen nicht mit ihrer Munition." Und wie zur Bekräftigung des Wortes klatschte bedenklich nahe eine Granate ein, daß wir drei eine hochachtungsvollergebene Verbeugung machten.

„Gut, daß die Sache meist schlimmer ausschaut, als sie in Wirklichkeit ist," versetzte der Major, während wir dem Dorfe wieder zustrebten. „Etliche Wochen sind's her, mehrere Kameraden und ich traten mittags gerade aus einem Hause, um unsere auf dem Hofe stehenden Pferde zu besteigen. Da saust mitten auf den Hof eine Granate herab; ich denke noch, was wird dir von deinem Körper abgerissen werden, was wird überhaupt übrig bleiben? Unterdessen fährt das Ding wieder in die Höhe und zerplatzt etwa hundert Meter über uns, ohne Schaden anzurichten. Aber uns und auch unseren Pferden war's doch in die Glieder gegangen!"

Unsere Rosse, die, ungeachtet des Krachens der nahen Geschütze, völlig ruhig standen, trafen wir wohlbehalten an und ließen sie zum parkumgebenen Gutshause führen, in welchem der Brigadestab Unterkunft gefunden hatte. Keine allzu sichere, denn, wie uns der General im Kreise seiner Offiziere beim dampfenden Kaffee und der Zigarre im traulichen Jagdzimmer des irgendwo fern weilenden Hausherrn erzählte, war am vergangenen Abend eine Granate ins Dach gepoltert, ohne zu zünden: „Wir ließen uns auch nicht stören, sondern blieben beim harmlosen Skat vereint."

Die Dunkelheit war hereingebrochen, als wir wieder die Pferde bestiegen und gleich hinter dem Dorfe über die Schneefelder trabten, da die Chaussee sehr glatt war. Auf letzterer rollten jetzt auch die

Feldküchenwagen mit dampfenden Kesseln flink einher, um nun, wo die Russen nicht mehr sicher zielen konnten, den Braven in den eineinhalb Kilometer entfernten Schützengräben die ersehnte warme Kost zu bringen.

Am Himmel stand der volle Mond. Sein sanftes Licht flimmerte über die weiße Fläche und ließ den Schnee blitzern und glitzern, als wären Milliarden Edelsteine ausgestreut, auch über die Zweige der hochragenden Tannen, die sich links von uns am Waldrande erhoben. Es war wieder einsam um uns, die Geschütze rollten und grollten noch, jetzt loderten auch rechts von uns Flammen auf, von einem durch die Russen in Brand geschossenen Gehöft. Nur die Hufe der Pferde klapperten, wenn sie an einen Stein stießen, und leise klirrten die Säbel der Ordonnanzen an die Steigbügel. Es war traumhaft, wie der Ritt ins romantische Land.

„Ist's Ihnen recht, wenn wir noch den Bismarck-Turm besteigen?" unterbrach der Major das Schweigen.

Vom Walde aus bogen wir in einen Hohlweg ein, der zur Höhe führte. Dort hob sich der schwere Turm grau-massig im Mond- und Schneeschein ab. Es ging die steile, gewundene Treppe hinauf, beim Blinken der elektrischen Taschenlampe. Und nun standen wir zwei oben, auch mein Gefährte ergriffen von der feierlichen Stimmung dieses Augenblicks, von der Gewalt des Seltsamen und Bewegenden, Ern-

sten und Weihevollen um und unter uns, trotz der Flammen da und dort drüben, die von zerstörten Ansiedlungen berichteten, trotz des Geschützdonners, der nur während kurzer Pausen aussetzte. Im Gegensatz dazu die tiefe, friedliche Stille, die über dem dichten Forst mit seinen vielen, vielen tausenden von glitzernden Weihnachtsbäumen und über den weißen Feldern ausgebreitet lag. Am klaren Himmel die Sternenschar, aus der sich mit siegendem Glanze die Venus leuchtend heraushob. Nur schwer konnten wir uns trennen und den Heimweg antreten, der uns in gutem Trabe nach einer halben Stunde zum Stabsquartier brachte, aus dessen Fenstern freundlich die Lichter auf die Straße schimmerten.

Wir kamen gerad' zurecht zum Abendbrot, das aus einem warmen Gang bestand, mit einem Glase Bier dazu. Für die feenhafte Beleuchtung sorgte eine Petroleumlampe ohne Glocke und eine in den Hals einer leeren Weinflasche gesteckte Kerze. An der Spitze der Tafel saß wiederum der Divisionskommandeur, der in anregender Weise die gemeinsame Unterhaltung belebte und förderte. Die unmittelbare Gegenwart mit ihren wechselnden Ereignissen stand natürlich obenan; auch jetzt liefen fortgesetzt Meldungen ein, und das Dröhnen der Batterien hörte nicht auf.

Es wurde an diesem Teile der Grenze scharfe Wacht gehalten, um die immer wieder erneuten Gelüste der Russen, nach Gumbinnen und Insterburg vorzudringen, zurückzuweisen und durch kühne Vor-

stöße ihre Linien zu durchbrechen. Fesselnd war es zu beobachten, mit welcher bis ins allerkleinste gehenden Gewissenhaftigkeit und unermüdlich-freudigen Hingebung jeder der Offiziere, zu denen auch zwei Ärzte und zwei Intendanturbeamte gehörten, seine Obliegenheit erfüllte, wie streng es mit dem Dienst genommen wurde, wie alles andere sofort hinter diesem zurücktrat, jegliche übrige Rücksichtnahme dann verschwand. Aus der gegenwärtigen großen Zeit schweifte das Gespräch in die Zukunft mit ihrer Fülle ungelöster Fragen, und auch in die Vergangenheit. Der Kommandeur der Division, dessen Vater einst eine große Rolle in der Entwicklung unseres Unterrichts- und Hochschulwesens gespielt, hatte seine Jugend gleichfalls in Berlin verlebt; viele gemeinsame Erinnerungen wurden wach, von vielen gemeinsamen Bekannten wurde berichtet.

Mit einem Male stockte das Geplauder. Deutlich war das Knarren von Maschinengewehren zu vernehmen. Wir hinaus. Ja, kein Zweifel. Es knatterte über den Wald her, auch die feindlichen Geschütze erwiesen sich als sehr tätig. Im hellen Mondenschein lag das Dorf verschlafen da, scharf hoben sich die dunklen Gestalten der Posten ab. Jenseits des Waldes rötete sich der Himmel von einer neuen Feuersbrunst.

„Ein Nachtangriff der Russen," sagte einer der Offiziere, „das machen sie gern beim Mondschein."

„Sie wollen uns wieder bluffen," versetzte ein anderer.

„Ah, mein Lieber, zehn Pfennig in die Kasse für's Rote Kreuz," sagte der Intendanturrat, „schnell herein und bezahlt." Denn jedes Fremdwort wurde mit einem Nickel geahndet, der in die als Sammelort dienende Konservenbüchse wanderte.

Übrigens war's diesmal kein „Bluff" gewesen. In dem mir eingeräumten kleinen, kalten Gelaß, auf der Matratze unter Pferdedecken liegend, beim Spielen der Mäuse und ihrer größeren Nagegefährten in den Stiefel- und Ledervorräten, nahe meiner Lagerstätte, konnte ich an Ruhe wenig denken. Die Geschütze setzten kaum aus, und das Maschinengewehrfeuer klang mehrfach recht nahe, so daß ein Alarm zu erwarten war. Zu früher Morgenstunde Sporenklirren auf den wackligen hölzernen Treppen, Rufe, Befehle, draußen Hufschlag und Autogerassel. Die Nacht ist oft recht kurz für den Stab, und so war es auch diesmal.

Beim Kaffee, der stets um 7 Uhr eingenommen wird, erfuhr man bereits Näheres über den nächtlichen Vorstoß, der uns an dieser Stelle nur beschäftigen sollte, da die Russen zur selben Zeit mit mehreren Regimentern einen starken Angriff auf Darkehmen unternommen hatten. Der Angriff war auch dort, wie von den Unsrigen in den vor unserer Stellung sich hinziehenden Schützengräben, blutig zurückgewiesen worden.

Eine Ordonnanz trat ein und wandte sich an den Major, da der General schon am Arbeitstisch weilte: „Zwölf Gefangene soeben eingebracht!"

Draußen standen sie, in zwei Gliedern, von drei Landwehrmännern bewacht.

Der Major, des Russischen gut mächtig, befragte sie. Es war eine nur aus Unteroffizieren und Gefreiten bestehende Patrouille, die sich, in Leinentücher eingehüllt, um sich nicht vom Schnee abzuheben, in der Nacht als Vorhut einer größeren Abteilung an unsere Vorposten heranzuschleichen versucht hatte, jedoch entdeckt und gefangen genommen wurde. Als dies das nachfolgende Bataillon bemerkte, war es schleunigst umgekehrt, hatte Verstärkungen erwartet, war von neuem mit einigen Maschinengewehren vorgedrungen, wurde nun aber gebührend von uns empfangen.

„Der eine," meinte einer der Begleitmannschaften, „scheint nicht recht laufen zu können, hat vielleicht 'nen Schuß," und er wies auf einen jungen, stämmigen Soldaten, der mit seinen strohgelben Haaren und seinen wässerigen, blauen Augen einen gutmütigen Eindruck machte.

„Bist verwundet?" fragte ihn der Major russisch.

Grinsend schüttelte jener den Kopf und zog sich mit dem Säbelgurt den Mantel fester zusammen.

„Knöpf' auf," befahl der argwöhnisch gewordene Offizier.

Na ja, da hatte man die Bescherung. Zwei Paar Bauernhosen hatte der Russe sich über seine Militärhosen gezogen, und unter der Uniform kam ein — — Smoking zum Vorschein, ein echter und

rechter eleganter, schwarzer Smoking! Weiß der Himmel, woher ihn der Bursche erwischt.

„Der reine wandernde Trödelladen," meinte lachend der Major. „Sperrt die Kerls in den Stall und untersucht sie, ob sie was gestohlen haben. Es sind uns noch weitere Trupps Gefangener gemeldet, sie werden dann zusammen nach Gumbinnen gebracht."

Ein Offizier sprengte heran, er gehörte zum Stabe jener Brigade, deren General wir gestern im Herrenhause des Dorfes Buylien besucht hatten. „Kurz nachdem Sie fort waren," erzählte er uns, „machten uns die Russen ihre Aufwartung durch die Luft. Eine Granate zerplatzte auf der Terrasse, auf der wir uns von Ihnen verabschiedet hatten. Alle Fensterscheiben zerklirrten, es ward ungemütlich in den kalten Zimmern, wir siedelten in ein Bauernhaus über."

„Glück muß man haben!" sagte der Major zu mir.

„Ja, Glück muß man haben," wiederholte ich, „sonst könnte ich ja nicht die schönen Tage hier bei Ihnen verleben!"

Eine Stunde später trabten der Major und ich, gefolgt von drei Ordonnanzen, durch die sonnige, einsame Winterpracht. Da erst fiel uns ein, daß heute Adventssonntag wäre, daß die trauliche, heilige Weihnachtszeit nahe! Kein festlich-feierlicher Glokkenklang, nur die immer näher dröhnenden Geschütze;

die zum Teil zerstörten und zerschossenen Ortschaften von der Bevölkerung verlassen, Posten an den Wegkreuzungen, vereinzelt die flatternden Fähnchen von Jägern zu Pferde und Ulanen-Patrouillen.

Ein scharfer Ritt über die schneebedeckten Felder brachte uns nach Dorf Lutzicken und zu dem stattlichen, neuen Herrenhause, in welchem der Brigade-Kommandeur mit seinem Stabe einquartiert war. Den herzlichen Willkommen bot uns seine Nichte dar, die einzige offizielle Auto-Lenkerin in diesem Feldzuge, die kürzlich durch das Eiserne Kreuz ausgezeichnet worden. Gattin eines Arztes im ostpreußischen Städtchen Tapiau, stellte sie sich und ihren von ihr oft gelenkten Kraftwagen, als der Krieg ausbrach und ihr Mann eingezogen wurde, der Heeresleitung zur Verfügung, und hat seitdem eine hübsche Zahl von tausenden Kilometern zurückgelegt, war mit in Rußland gewesen und hörte oftmals die feindlichen Geschosse pfeifen.

Den Klang sollten auch wir alsbald vernehmen, denn, einer Aufforderung des Generals — einer prächtigen, echt soldatischen Erscheinung — folgend, begleiteten wir ihn zu unseren schweren Batterien. Wieder ging's flott über die Felder, auf deren einem ein Rudel Rehe sichtbar war, dann in den Wald einbiegend, in welchem mehrere Fasanen aufflogen. Ein Märchenwald, mit seinen hohen, ernsten Tannen, auf deren Zweigen der Schnee glitzernd lag, mit seinem Halbdunkel, das durch einzelne funkelnde

Sonnenlichter, die sich hier und da durch die Wipfel stahlen, unterbrochen ward, mit seiner weihnachtlich-ernsten Stimmung. Aber wie dereinst den Rittern im Märchenwalde mancherlei verborgene Gefahren drohten, so auch uns: aus allerhand romantischen wie zu den fernen Lieben in der Heimat schweifenden Gedanken wurde man durch kurze, warnende Worte der Vorreitenden gerissen, spannten sich doch hier und da niedrige Drähte über den schmalen Weg und fehlte es nicht an anderen künstlichen Hindernissen, die Roß und Reiter verhängnisvoll werden konnten.

Aus dem Walde herauskommend, sausten schon die ersten Geschosse über uns fort. Nach ihrer Melodie zu schließen, waren es schwere Dinger, wie dies auch aus einem von einer Granate gerissenen, ganz frischen, tiefen Trichter von etwa drei Meter Durchmesser hervorging. Wir mußten jetzt nahe bei unserer Batterie sein. Wenn eins der Geschütze feuerte, so krachte es, als ob es bei heftigstem Gewitter eingeschlagen. Die Rößlein trabten eilig vorwärts, bis wir sie am Fuße einer bewaldeten Anhöhe ließen, während wir, dem General und seinen Offizieren folgend, zu Fuß einen durch junges Fichtendickicht gehauenen, ganz engen Pfad einschlugen, der uns zur „schönen Aussicht" brachte, wie die Kanoniere den Punkt getauft.

Oben fanden wir einen Artillerie-Oberleutnant, die Karte auf dem hölzernen Dreifuß, von hier der

nächsten Batterie, von der wir nichts entdecken konnten, die Richtung angebend. Gut verborgen war auch das Scheren-Fernrohr aufgestellt, durch das man weithin Ausschau halten konnte, bis zu unseren und den feindlichen Schützengräben. Von links her, wo mehrere Gehöfte eines Dorfes in Flammen standen, erklangen Infanterie- und Maschinengewehr-Salven, von rechts und unter uns das Dröhnen unserer Geschütze.

Von der Adventszeit und von dem mit ihr so eng verbundenen: „Friede auf Erden!" war nichts zu merken! Desto mehr, daß in weiter, weiter Linie vom tapferen Ostpreußischen Korps ein eiserner Wall gezogen, um den heimatlichen Boden vor einem neuen Eindringen der feindlichen, vernichtungslüsternen Horden zu schirmen und zu schützen! —

Als wir zu Mittag wieder beim Divisionsstab anlangten, traf dort gleichzeitig mit uns, aus der Gumbinnener Richtung, ein Ulanen-Offizier ein.

„Was, Graf B.," rief mein Begleiter erfreut aus, „Sie leben noch? Wie kommen Sie denn dazu? Sind doch als tot angesagt!"

„Melde mich gehorsamst von den Toten zurück, Herr Major!" entgegnete lustig der schlanke, forsche Ulan, der sich elastisch aus dem Sattel geschwungen.

Beim gemeinsamen einfachen Frühstück erfuhr ich das Schicksal des zum Stabe als Ordonnanz-Offizier kommandierten jungen Ulanen, hinter dessen Namen schon zweimal das schwarze Kreuz gezeichnet worden war, und der mit vollstem Recht nun das

aus Eisen im Knopfloch trug. Bei der Belagerung von Lüttich war Graf B. gelegentlich eines kühnen Patrouillenrittes verwundet und gefangen genommen worden. Er ward in einem der Forts untergebracht, die von uns völlig zusammengeschossen wurden, hatte aber das Glück, sich unter einer der gewaltigen Zementglocken zu befinden, die ganz geblieben. Als General Emmich seinen Einzug hielt, hörte er an jener Stelle Stöhnen, er ließ sogleich nachforschen, man fand den von Licht und Luft fast völlig abgeschlossenen, halb verhungerten und verdursteten Grafen B. Dann kam er mit seinem Regiment nach Osten. Wieder eine Verwundung bei einem nächtlichen Patrouillenritt, Gefangennahme durch Kosaken, Verschleppen in ein Dorf. Wenige Stunden später wird dasselbe von den Unsrigen im Sturm genommen, Graf B. befreit, drei Wochen im Lazarett und heute wieder zum Dienst.

Da wurden ausnahmsweise die Gläser mit dem goldig schimmernden Gruße vom Rhein gefüllt und klangen mehrfach hell zusammen, auf den Erretteten, auf den Sieg im Osten und Westen, auf alles Teure daheim, auf das nahende Weihnachtsfest, das hoffentlich von frischen Lorbeeren umwunden!

Mich grüßte der Christbaum im traulichen Berliner Heim. Die Wintertage beim Divisionsstabe hatten mir einen zweiten schweren Fieberanfall — der erste hatte mich in Goldap erwischt — zugezogen. „Nach Haus!" lautete da der ärztliche Befehl.

Aber von dort flogen und fliegen immer wieder die Gedanken zu den treuen, tapferen, hingebungsvollen Kämpfern im Osten und im Westen, mit den heißesten Wünschen für neue siegreiche Taten, hallenden Ruhm und glückliche Wiederkehr nach ehrenreichem Friedensschluß —!

Stimmungen und Eindrücke.

Alarm!

Es liegt was in der Luft, so etwas Unbestimmtes, Unheimliches! Allerhand Gerüchte schwirren von Mund zu Mund, von blutigen Zusammenstößen an der nahen Grenze, von russischen Versuchen abermaligen Durchbruchs, von unseren Verlusten und neuen Verstärkungen, die sehnlichst erwartet werden.

Der neblige Abend sinkt nach einem trüben Tage schwer hernieder, umhüllt mit seinem melancholischen Schleier die kleine ostpreußische Stadt, in der das bürgerliche Leben völlig durch das militärische ersetzt ward. Jetzt ebbt aber auch dieses von den Straßen zurück in die Häuser, ist's doch gleich neun Uhr, und horch, da ertönen auch schon von der Kaserne die wohlbekannten Trompetenweisen: „Die Schützen steh'n am Schützengraben, sie wollen gerne Pulver haben," welcher Text übrigens den mannigfachsten Umwandlungen unterworfen ist.

Einsam ist's auf den Gassen geworden, nur die Schritte einzelner Patrouillen klappern auf dem Pflaster, ein paar in ihre Mäntel gehüllte Offiziere treten aus dem einen Hotel, das, da der Besitzer geflüchtet ist, von der Militärbehörde beschlagnahmt wurde und verwaltet wird. Einige Abschiedsworte, ein schneller Gruß, dann sind die Gestalten verschwunden in dem grauen, dunstigen Meer, aus dem die Laternenflammen wie winzige Glühwürmchen herausleuchten.

Aus wenigen Fenstern nur schimmert Licht, früh beginnt für die in Bürgerquartieren liegenden Soldaten der Morgen, früh die Nacht. Diesmal aber ist der Schlaf vieler der ermüdeten Landwehrmänner unruhig: wird's Alarm geben, wird man die Trommel hören, was ist eigentlich los, wohin soll's gehen, wird's vielleicht der letzte Gang sein? So mancher wälzt sich auf der Matratze oder dem Strohlager hin und her, wacht auf, lauscht, nein, nichts zu hören.

Jetzt aber schnelle Schritte auf der knarrenden Holztreppe, erst ein verhallendes, dann ein kräftigeres Klopfen an der Flurtür. Schon wird geöffnet, huschelnde Stimmen, die Schritte eilen wieder hinunter, hallen unten weiter.

„'Raus, Kinder, schnell! Alarm! In einer Viertelstunde auf dem Marktplatz bei der Post!" tönt's in die Stube hinein, die vier Landwehrmänner teilen.

Die Trommel war nicht gerührt worden, um

nicht die sowieso von neuer Russenfurcht ergriffene Einwohnerschaft noch mehr zu erschrecken; die Häuser sind ja offen, die Flure beleuchtet, man weiß, wo die Mannschaften wohnen, das geht schneller, als wenn erst das Kalbfell geschlagen wird.

An dem Versammlungsort geht der Leutnant bereits ungeduldig auf und ab; den Kragen hat er bis über die Ohren hochgeschlagen, die Hände in die Manteltaschen vergraben. Denkt an das eben verlassene warme Zimmer, denkt nach Haus an Frau und Kind, denkt vor allem, ob auch keiner aus seinem Zuge fehlen wird.

Die Leute hasten herbei, das Gewehr über die Schulter gehängt, den Tornister auf dem Rücken, stellen sich von selbst in Reih und Glied, plaudern leise, stampfen von einem Fuß auf den anderen. Kein Wort des Verdrusses oder Unwillens, man ist eben Soldat, Dienst ist Dienst und Krieg ist Krieg.

Der Feldwebel erstattet seine Meldung, daß alle zur Stelle sind, ihrer hundert und etliche Mann. Der Leutnant zieht nochmals die Karte hervor, läßt die am Mantel befestigte elektrische Lampe aufblinken, verfolgt den Weg, den sie einzuschlagen haben, um, laut Befehl, die in der Romintener Heide unweit des Kaiserlichen Jagdschlosses gelegene Oberförsterei zu besetzen. Dann zieht er die Uhr hervor, Mitternacht, drei Stunden rechnet er den Marsch: „Na, hoffentlich gibt's dann einen guten Kaffee, falls nicht auch da alles ausgekratzt ist!"

„Hier rechter Flügel antreten!" ertönt der verhalten gegebene Befehl. „Zu vieren abzählen! Rechts schwenkt marsch! Eins, zwei, drei, vier. Eins, zwei, drei, vier! Halt! Geradeaus!"

Die kleine Truppe verschwindet im Schatten der Nacht.

Auf Vorposten.

„Es zieht, zieht mächtig!“ sagte der Thüringer und kroch noch mehr in seinen Mantel hinein.

„Steck' den Kopp zwischen die Beene, da zieht's nich,“ entgegnete der Berliner, den Zigarrenstummel in kühnem Bogen fortwerfend, daß die Funken sprühten. „Eigentlich, Wilhelm,“ fuhr er fort — „Erich heiße ich,“ unterbrach ihn der Thüringer. „Ach wat, Erich heißt überhaupt keen vernünftiger Soldat nich,“ meinte der Berliner. „Du wirst schon uf Wilhelm hören. Siehst de, als Wilhelm biet' ick dir ne Zigarre an, als Erich nich. Na, woruf hörst de nu?“ —

Der Thüringer nahm lachend die Zigarre.

„Süh, süh, was du gelehrig bist, mein Sohnematz,“ versetzte der Berliner, „ja, et kommt nur auf die Methode an, hat schon mein Lehrer gesagt. Ja, eigentlich, Wilhelm, du hätt'st als Schildkröte uf de Welt kommen sollen; was, immer so 'ne schöne

dicke Umhüllung, na, und denn den Kopp 'rin, da siehst de nischt, da fühlst de nischt und is immer hübsch mollig, und kost' jarnischt!"

„Nun aber Ruhe," mahnte der Unteroffizier. „Vorwärts!"

Die fünf tappsten los, in die Dunkelheit hinein, an die sie sich erst gewöhnen mußten, nachdem sie soeben noch in dem behaglich durchwärmten, von einer Petroleumlampe erleuchteten Zimmer des Gehöfts, in welchem ein kriegsstarker Zug Infanterie untergebracht war, gesessen hatten.

„Hopplah," rief leise der Berliner, der über eine Vertiefung in der russischen Chaussee gestolpert war, „hier kann man sogar im Finstern fallen!" —

Man hatte zuerst die Chaussee benutzen können, bis zu den letzten Schützengräben, die sich zu beiden Seiten von ihr hinzogen. Die Jäger eines ostpreußischen Bataillons lagen dort; man bemerkte schemenhaft etwas, das wie ein Czako aussah, vernahm auch das leise Geräusch von Spatenarbeit, da im Schutze der Nacht die Erdarbeiten fortgesetzt wurden.

Nun mußte man sich rechts halten, über die Felder gehend, einzeln, in kleinen Abständen hintereinander, vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend. Es war recht kalt, der Wind seufzte und raschelte in den dürren Blättern der die Landstraße besäumenden Bäume, durch die dichten Wolken brachen nur ganz verstohlen die einzelnen Mondstrahlen. Wie drohende, unheilbergende Linien schlossen den Horizont bewal-

dete Höhenzüge ab, auf denen die russische Artillerie Stellung genommen.

Jetzt ging's durch ein kleines Gehölz. Jeder hatte, ohne besondere Aufforderung, schußbereit das Gewehr in der Hand.

Zuweilen knackte ein dürrer Zweig unter den Tritten, dann blieb man stehen, lauschte, die Ohren suchten ein ungewohntes Geräusch zu erhaschen, die Augen bohrten sich ordentlich in die Finsternis ein. Und nach einer kurzen und doch so langen Minute pirschte man sich weiter. Da plötzlich ein Huscheln und Rascheln, ein lautes Knicken im Gebüsch, wie angewurzelt stehen die fünf, die Gewehre hochgerissen — — nun ein leises, ganz leises Kichern, ein Häslein war aufgestöbert worden, sich in schleunigen Sätzen rettend.

„Wilhelm, warum haben wir kein Salz mitgenommen," flüsterte der Berliner, „da hätten wir 'nen schönen Sonntagsbraten gehabt!" —

Das Wäldchen hatte man hinter sich, wieder breitete sich eine Wiese aus. Einige hundert Schritt weiter, unmittelbar neben der Chaussee stand eine Scheune, die zur Aufbewahrung des Heus benutzt werden mochte. Dort bemerkte man die Umrisse einiger Gestalten, die mehr und mehr zu erkennen waren, jetzt auch die Helmformen.

Mit wenigen gedämpften Worten begrüßte man sich, reichte den fünf recht verfrorenen Kameraden die gefüllten Feldflaschen, der Unteroffizier erfuhr, daß russische Vorposten etwa 400 Meter am linken Wal-

dessaum lägen, daß man annehmen könne, sie wüßten nichts von der Anwesenheit dieses Postens hier; die russischen Schützengräben zögen sich mehr rechts hin, 300 Meter weiter rückwärts. Dann ein Händedruck, ein „Gott befohlen" und „Auf Wiedersehen!" schnell waren die Abgelösten verschwunden.

Der Unteroffizier erließ seine knappen Anordnungen, dieser links, jener rechts vom Hause Ausguck haltend, bei stündlicher Ablösung, er mit den beiden anderen sich's möglichst bequem machend auf der etwas in die Erde gedrückten Strohschicht, die eine Art Mulde bildete. Die Gewehre lagen griffbereit. Neben dem Unteroffizier streckten sich der Thüringer und Berliner aus. Letzterer brummelte immer vor sich hin, schien auch was an den Fingern abzuzählen.

„Was hast denn?" fragte ihn der Thüringer leise, um den sofort eingeschlafenen Unteroffizier nicht zu wecken.

„'s ist ne verflixte Rechnerei," erwiderte der Berliner ebenso leise. „Da hat mir einer von der Telegraphenabteilung erzählt, daß ein Telegramm gekommen, es sollten 750 000 Mark Beutegelder unter uns verteilt werden, wie nach der Schlacht bei Tannenberg. Nu rechne ich aus, was wir pro Nese erhalten. Willst de helfen?"

„Gern."

„Also rechne."

„Ja, wieviele sind wir?'

„Viele."

„Wieviele?"

„Noch mehr!"

Da legte sich der Thüringer auf die andere Seite und versuchte zu schlafen. — —

Der Morgen graute, der Thüringer und Berliner hielten Wache. Nichts zu sehen, nichts zu hören. Doch halt, tauchte da nicht in dem ungewissen Licht eine Gestalt auf, die sich von den Russen her der Scheune näherte? Der Berliner, der sie auf seiner Seite zuerst entdeckt, winkte dem Thüringer, zu ihm zu kommen, ihm mit Zeichen die äußerste Vorsicht andeutend.

„Is doch ein Mensch, ein Russe?" fragte er kaum hörbar, denn man konnte jetzt schon die Uniform unterscheiden.

Der Thüringer nickte.

Der Berliner deutete ihm an, an der Mauer stehen zu bleiben, zeigte auf das Bajonett; er selbst kauerte nieder und lugte unten hervor.

Der Russe kam achtlos näher, sein Gewehr über dem Rücken, er trug etwas in der einen Hand. Als er dicht an der Scheune war, schnellte der Berliner empor und umklammerte den Russen mit beiden Armen, während der Thüringer mit gefälltem Gewehr da stand.

Ein gurgelnder Laut nur ward hörbar, etwas klapperte auf dem Boden.

Die anderen drei waren sofort aufgesprungen, die Gewehre in der Hand, der Russe, den nun der Berliner von seiner Umklammerung los ließ, fiel auf die Kniee und hob bittend die Hände.

„Wat der hübsch bitten kann, wie der Bär im Zoologischen," meinte der Berliner. „Wat hat er denn da fallen gelassen, der Katschmarik?" Er nahm drei mit einem Riemen übereinander zusammengeschnallte, blau emaillierte Eßnäpfe auf, die warm waren. „J, so 'ne liebe Seele, bringt uns 'nen heißes Frühstück. Wat die Russen für Gemütsbrüder sind, wußten wir noch garnicht; jewiß 'ne Gegengabe für unsere blauen Bohnen." Er schnallte vorsichtig die Behälter auseinander, der Duft einer Kohlsuppe verbreitete sich wohlgefällig, dann war noch ein Fleischgericht da und ein pastetenartiges Brotgebäck.

„Wie kommt denn der Kerl mit den Sachen hierher?" fragte der Unteroffizier. „Nix deutsch?" wandte er sich an den Russen, der mit angstvoll aufgerissenen Augen, daß gespenstisch das Weiße leuchtete, die Feinde betrachtete. Er schüttelte den wuschigen Kopf.

„Kalkuliere, Herr Unteroffizier, der Bruder Miesserich aus der Oberlausitz," — und er juckte sich verschmitzt im Haar — „hat sich verloofen. Wollte zu seinen Vorposten, einem Offizier das Essen bringen, von rückwärts, von der Feldküche, die zweirädrigen Dinger können ja bis in die Schützengräben hinein. Offizier, Offizier, das da, schnabulier', Offizier?" fragte er den Russen. Der nickte mit seinem Haupt.

„J, gucke an, Berlinisch kann der Junge, is

jewiß aus 'm Norden bei uns, der Petersburger Straße oder Warschauer Platz."

„Ja, aber was machen wir mit ihm?" meinte der Unteroffizier. „Er wird gewiß manches aussagen können, was vielleicht wichtig ist! Dämlich sieht er ja aus, aber unser kleiner Oberleutnant, der russisch kann, wird ihm schon die Ohrwürmer 'rauspulen. Also Lemke," sagte er zu dem Berliner, „Ihr bringt ihn zu unserem Zuge. Und nun, dalli, los, eh 's hell wird. Bindet ihm die Hände, sicher ist sicher."

„Noch besser, Herr Unteroffizier," bemerkte der Berliner, „wir nehmen ihm den Gurt weg, da muß er sich mit den Händen die Hosen halten, kann nich auskratzen."

„Sehr gut," lächelte der Unteroffizier. „Dafür sollt Ihr rasch noch die Kohlsuppe haben, aber eilt Euch."

„Wie 'n jelernter Moccakäfer," versetzte der Berliner und löffelte hastig drauflos.

Dann trottete er vorsichtig ab mit seinem Gefangenen. „Eens will ich dir blos sagen," flüsterte er ihm zu, „machst de mir Geschichten, du Oberlausitzer, denn gibt's Rippespeer, det Jericht kann nicht 'mal 'nen russischer Magen vertragen," und er wies auf das blinkende Bajonett.

Der Russe glotzte ihn an und hielt sich die Hosen; er war froh, daß er mit dem Leben davongekommen und dankte im Innern seinem Schutzheiligen für die Gefangennahme!

Im Schützengraben.

Die beiden Offiziere hatten sich freundschaftlich begrüßt, auch die Mannschaften des westpreußischen Jägerbataillons allerhand Erwähnenswertes oder auch Gleichgültiges ausgetauscht. Viel Zeit war nicht, denn der abgelöste Zug, der Nachtwache gehabt, drängte nach dem warmen, rückwärts gelegenen Quartier in einem ärmlichen Grenzdörfchen.

„Übrigens, was ich noch sagen wollte," meinte der Oberjäger, der bereits die Büchse übergehängt hatte, zu seinem Kameraden. „Da ist mit den Russen drüben eine Verabredung getroffen worden, die ja für uns in der Nacht keine Gültigkeit hatte, die mir aber gestern abend von der anderen Wache mitgeteilt ward. Es soll nur geschossen werden, wenn ein allgemeiner Angriff erfolgt, also entweder von denen drüben oder von uns. Ihr könnt also ruhig in der Schußlinie Kartoffeln buddeln; auch von einer Kuh wurde was erzählt, die sich hier gelegentlich ein-

findet; kommt sie zuerst zu euch, so melkt ihr sie, und treibt sie dann hinüber, umgekehrt wird's auch so gemacht. Drüben liegen Finnländische Schützen, anständige Kerle, auch tapfer. Gott befohlen!" und sie schüttelten sich die Hände.

Die abgelösten Jäger verschwanden, je zwei hintereinander marschierend, einen längs der Chaussee laufenden, alten russischen Schützengraben benutzend, der bis zu einer Senkung des Geländes führte. Vorsicht war doch geboten, denn die feindliche Artillerie, die auf einer etwa 3000 Meter entfernten bewaldeten Anhöhe eine gute Stellung hatte, sparte nicht mit der Munition und „funkte" sofort herüber, so bald sie irgend eine militärische Bewegung bemerkte. Die nahen, von den Granaten in die Äcker gerissenen Trichter mit den herumliegenden Eisensplittern erzählten davon.

Der Offizier des soeben eingetroffenen neuen Zuges hatte seine Befehle gegeben. Zwanzig Mann waren in dem über einen Meter tiefen und kaum einen halben Meter breiten, sorgsam ausgehobenen, in seiner Mitte ein wenig nach links vorgeschobenen Graben verteilt. Sie hielten, die durch dürres Gras und Tannenzweige verborgenen Büchsen neben sich schußfertig aufgelegt, nach allen Seiten Ausschau, sich durch knappe Bewegung etwas erwärmend. Zwar war der Boden unten mit Stroh bedeckt, aber die Kälte machte sich doch recht bemerkbar; trotz der achten Morgenstunde konnte die Sonne nicht durchdringen. Frischer Reif lag auf der Wiese, die sich

bis zu dunklen Äckern erstreckte; dann, ungefähr 800 Meter entfernt, zogen sich, deutlich sichtbar, die feindlichen Schützengräben hin. Ein paar hundert Meter rechts von den deutschen Gräben befand sich seit der letzten Nacht hinter einer welligen Erhebung eine unserer Batterien; die Pferde und Protzen standen in einem entfernten Gehöft, in dessen unmittelbarer Nähe gestern zwei Granaten geplatzt waren.

Dreißig Mann der Jäger hielten sich in der an den Schützengraben stoßenden Vertiefung eines kleinen Hügels auf. Es war ein willkommener Zufluchtsort infolge der Bodensenkung; zwei schwarze Kochlöcher zeigten, daß man sich hier eine Erbsensuppe bereiten und Kartoffeln kochen konnte. Auch der Offizier hatte sich hierher begeben, mit den Jägern plaudernd, sie befragend, ob sie Nachrichten von Haus erhalten, den einen, der am gestrigen Abend die Nachricht empfangen, daß sein einziger Bruder in Frankreich gefallen, mit herzlichen Worten tröstend. Dann lehnte er sich an die Sandwand und zog die kleine russisch-deutsche Grammatik hervor, sich in das schwierige Studium derselben vertiefend, oft jedoch von den krausen Schriftzeichen die Augen erhebend und sie prüfend umherwandern lassend.

In einer dieser Pausen trat ein Jäger heran: „Herr Leutnant, dürfen wir Feuer machen?" —

„Gewiß. Habt ihr trockenes Holz? Das nasse schwält so, gibt Rauch, das wollen wir vermeiden."

„Wir haben 'was mitgebracht, Herr Leutnant.

Und dann, Herr Leutnant, ich habe gestern ein paar Proben Punsch-Extrakt durch die Post bekommen, dürfen wir ..."

„Natürlich, falls ihr's euch nicht bis zum Abend aufheben wollt ..."

„Da bleibt auch noch was übrig, es sind sechs Fläschchen. Und ich soll noch mehr erhalten."

„Na dann man zu!"

Alsbald knisterte und knackte lustig das Feuer in einem der beiden Löcher, und nach zehn Minuten verteilte sich ein wohlig-würziger Duft.

Der Jäger trat wieder heran, den blau emaillierten Becher in der Hand: „Herr Leutnant, darf ich mir erlauben ..."

Der Offizier zögerte: „Ich möcht 's euch nicht fortnehmen."

„Ach, Herr Leutnant, wir haben genug!"

„Also denn alles Gute und frohe Heimkehr!"

„Zur Gesundheit, Herr Leutnant!" — —

Langsam verrann die Zeit.

Da, gegen 11 Uhr, merkte man, daß irgend etwas die Aufmerksamkeit der Jäger im Graben erregte. Gleich danach hieß es: „Die Kuh! Die Kuh!"

Richtig, da trottete sie von der Chaussee ganz gemütlich herüber auf die Wiese, sich ihr Futter suchend.

„Herr Leutnant, dürfen wir, frische Milch? — Ich kann gut melken, mein Vater hat ja ein Gut bei Dirschau. Wir sollen dann die Kuh zu den Russen hinübertreiben."

Der Offizier lächelte: „Wenn ihr durchaus wollt — hoffentlich passiert nichts!"

„Herr Leutnant, drüben liegen Finnländer, auf deren Zusicherung kann man sich verlassen."

Im Nu waren sechs, acht, zehn der blauen Becher gesammelt, zwei Jäger krabbelten ganz links aus dem Graben heraus, schritten gemütsruhig auf die Kuh zu, die der eine hielt, während der andere die schäumende Milch in die Gefässe rinnen ließ. Der erstere nahm dann das Tier bei den Hörnern, schlug die Richtung zu den Russen ein, zum Vorwärtstreiben seinen Hirschfänger benutzend.

Der Offizier beobachtete durch das Glas genau die Vorgänge beim Feind; er sah, wie auch dort zwei Soldaten, ohne Gewehre, den Graben verließen, sich der Kuh näherten, die unterdessen herrenlos geworden war, und sie mit zwei Stöcken in ihren Bereich brachten, wo alsdann gleichfalls das Melken stattfand.

„Frieden im Krieg," sagte der Leutnant mit leisem Lachen vor sich hin und wiederholte es, als einige Jäger „ausschwärmten" und auf einem benachbarten Acker eine reiche Kartoffelernte hielten. Aber gerad' als man beim besten Verzehren war, bummerte es bei den russischen Batterien los und s—s—it, s—s—it hörte man einige Granaten in der Luft seufzend singen. Bautz, jetzt war eine vierzig Meter vor dem Schützengraben eingeschlagen, die Erde spritzte hoch auf und herüber.

„Wie nett doch die Kerls sind," meinte ein Jä-

ger, „Salz haben wir zu den Kartoffeln, bloß der Pfeffer fehlte, den schicken sie uns nun umsonst!“ — Stören ließ man sich aber beim Essen nicht, und da die deutsche Batterie das Feuer nicht entgegnete, stellten die Russen bald das ihrige ein.

Die Dämmerung sank hernieder, es lag wie Schnee in der trüben Luft, alles grau in grau.

Der Oberjäger trat zum Offizier, der sich in der erwähnten Ausbuchtung befand: „Herr Leutnant, ich glaube, drüben geht 'was vor — die Russen singen. Genau wie bei Mosule, da griffen sie dann auch gleich an.“

Der Offizier hastete in den Graben, nahm das Glas, es war nichts zu bemerken. Aber gedämpft klang es wie fromme choralartige Weisen in der Ferne.

Zwei Befehle ertönten leise, der eine sandte einen der Jäger zur nahen Batterie, der andere rief alle Mann in den Graben.

Minute auf Minute verstrich in spannender Erwartung.

Nichts war mehr zu vernehmen, nur der Wind raschelte über die Felder und trieb dürre Blätter vor sich her.

Aber jetzt, jetzt, lösten sich da nicht schemenhafte Linien ab, kamen sie nicht näher, immer näher, immer schneller und immer schneller?

Der Feind! Sichtlich in großer Zahl, gewiß zwei Bataillone.

„In der Richtung gradaus — Visier 300! —

Lang—sam feu—ern!" — und dann erscholl es gleich danach: „Lebhaft Feuer!" — Aus dem Graben blitzte es auf, hintereinander, hintereinander.

Nun zuckte es auch rötlich aus den vier Geschützen: bum, bum, bum, bum!

Von deren Anwesenheit hatten die Russen nichts gewußt. Sie stockten, wirrten durcheinander, man hörte den Hall von Kommandos. Nochmals drangen sie vor, nochmals blitzte es auf aus dem Graben und der Batterie, dröhnendes Echo erweckend, das nun eine Erwiderung seitens der russischen Batterien fand, ohne daß diese Schaden anrichteten.

Der feindliche Angriff war abgeschlagen. Einzelne Gestalten tauchten auf den Feldern und Äckern auf, schienen gleich Gespenstern hin und her zu irren: die Russen sammelten ihre Toten und Verwundeten.

„Tapfere, brave Leute," meinte der Offizier, sich die Stirn wischend, zum Oberjäger. „Aber — gut war's doch, daß wir die Artillerie bei uns hatten!" —

Schwarze Gestalten.

„Ach, bitte, kann ich ein Zimmer bekommen?"

Entsagungsvoll und müde klingt die weibliche Stimme, die man vom Flur aus in sein eigenes Hotelgemach hineintönen hört. Und bei dem verzagten Klang taucht vor einem im Geist sofort die Fragende auf: ganz schwarz gekleidet, mit schlichtem, schwarzem Hütchen und schwarzem Schleier, unter diesem das blasse Gesicht mit matten, geröteten Augen, als einziges Gepäck ein Handtäschchen, das die notwendigsten Sachen birgt.

Meist ist die Antwort: „Bedaure sehr, gnädige Frau, alles besetzt, wir haben neue Einquartierung erhalten. Aber ich werde mich gern bemühen, Ihnen in der Nähe eine Privatwohnung zu verschaffen."

Diesen schwarzen Gestalten begegnet man überall in den ostpreußischen Städten und Ortschaften, je näher man der Grenze weilt, desto häufiger. Man trifft sie auf den Straßen, langsamen, matten Schrit-

tes, die Blicke suchend umherschweifend, ob sie nicht die Regimentsnummer entdecken, die auch er getragen, der geliebte Mann, der tapfere Offizier, der für sein Vaterland den Heldentod erlitten, nach dessen letzter Ruhestätte die Einsame, die Gramgebeugte forscht. Meist vergeblich, nur ein seltener Zufall ermöglicht das Zusammentreffen mit einem der Kameraden, einem der Soldaten.

Dann plötzlich kommt in die von bitterem Schmerz wie erstarrte schwarze Gestalt Leben und Bewegung: „O bitte, bitte, erzählen Sie mir, bitte, bitte, sagen Sie mir, wo war er? Haben Sie ihn noch gesprochen, noch zuletzt gesehen? Ist's in der Nähe? Kann ich hin? — Nein, ach, ich muß aber hin, o, erfüllen Sie mir doch nur diesen einen, einen Wunsch! Unmöglich ... unmöglich?" und die Hände bedecken die Augen, aus denen die Tränen, die so mühsam zurückgedrängten, hervorstürzen.

Viele gehen vorüber, niemand bleibt stehen, niemand wendet sich um von jenen, deren Blicke mit ehrfurchtsvoller Scheu, mit innigster Trauer die schwarze Gestalt streifen.

Allen jedoch ist's weh ums Herz.

Die Heimgekehrten.

Wochenlang waren sie fort gewesen, es dünkte sie Monate. Nun sind sie zurückgekehrt, mit einem der ersten Züge, die, neben zahlreichem Militär, auch Flüchtlinge befördern. Als sich die Schreckensnachricht verbreitete, daß die Russen nahten, hatten sie in größter Hast ihr Bündel geschnürt, die drei Kinder genommen und waren mit den übrigen fortgeeilt. Keine Zeit war mehr gewesen, sich auch nur noch einmal umzuwenden nach dem Häuschen, das, etwas abseits vom Städtchen, am See lag. Nur fort, fort, der Geschützdonner kam ja bereits näher und näher!

Und nun empfing sie wieder die Heimat. Alles wie sonst, bloß viel Militär auf den Straßen. Am Bahnhof ein paar niedergebrannte Gebäude, einige umgestürzte Telegraphenstangen, die man längst durch neue ersetzt, Stroh und Heu, leere Konservenbüchsen und fortgeworfene Briefschaften von einem feindli-

chen Biwak. In der Bahnhofstraße die Mehrzahl der Läden geöffnet, nur wenige geschlossen, ein paar Schaufenster zertrümmert, das zerstörte Glas ward durch Bretter ersetzt.

„'s scheint ja noch gnädig abgegangen zu sein," brummelt der Mann vor sich hin.

Seine Frau achtet kaum darauf, sie schreitet immer hastiger aus, kaum können die Kinder nach. „Guten Tag, Frau Riedtke, na, auch zurück?" — „Ja, ja," und schon ist sie vorüber, während sonst immer Frist zum Plaudern war.

Der Markt ist erreicht. Eine lange Gepäckkolonne, die gerade Halt gemacht, sperrt den Weg. Aber obwohl die Pferde des einen Wagens das Plantuch des anderen fast berühren, drängt sich die Frau durch, das jüngste Mädelchen, das ängstlich die Schritte hemmen will, hinter sich herzerrend. Jetzt die schmale, etwas abschüssige Gasse, der See blaut auf. Schneller und schneller werden die Schritte der Eilenden.

„Mutter, ich kann nicht mehr!" — „Ach, komm' nur, Lenchen, wir sind ja gleich zu Haus!"

„Zu Haus!" — Seit vier Wochen spricht sie das Wort zum ersten Male, gedacht hat sie's tausend- und tausendmal. Stets mit dem Gedanken: wie wird's aussehen zu Haus?

Eine Biegung, der See, und da das Häuschen. Es ist noch da, ganz, wie man's verlassen hat.

Da bleibt auch die Frau stehen, hell werden die

Augen, die Brust weitet sich, sie umklammert das Händchen Lenchens, daß das Kind leis aufschreit.

Der Vater mit den beiden anderen Mädels ist herangekommen.

„Vater, sieh, unser Haus ist noch da," ganz weich und fromm klingen die Worte der Frau, deren Wesen sonst hart und unstet ist.

Und nun betritt man das eigene Heim, durch die angelehnte Tür. Himmel, wie schaut es überall aus! Russische Soldaten haben hier fast einen Monat gehaust. Alles herausgerissen, umhergestreut, zertrümmert, beschmutzt, die Gardinen am Boden, ebenso einzelne Wäschestücke. Vor Unrat kann man kaum treten.

„O, diese Banditen, diese Räuber!" ruft der Mann.

Das Gesicht der Frau ist rot, sie hat die Hände in die Seiten gestemmt. „Banditen und Räuber nennst du die?" und in der schrillen Stimme liegt eine verächtliche Wut. „Schweine sind's, Schweine, ja, Schweine!" — Dann, nach einer kurzen Minute: „Und nun, halt nicht Maulaffen feil, vorwärts, Ordnung gemacht! Emma, hol' Wasser vom Brunnen, Hannah, such' Besen und Schrubber, Lenchen, setz' dich in die Ecke, bist müde. Und du, Karl," zum Mann gewendet, „kaufe Kaffee und Milch, hole Brot, sieh' nach dem Herd!" —

Das Rein- und Ordnungmachen beginnt.

Aber immer wieder sagt die Frau vor sich hin: „Schweine sind's, Schweine, ja, Schweine!" — —

Die Frau des Verschleppten.

Auch sie in schwarzer Gewandung, jung und verhärmt. Aber sie weiß nicht, ob sie zu den vielen, vielen Witwen des Landes gehört. Sie weiß es noch nicht. Seit drei Wochen hangt und bangt sie um ihren Mann. Sie sieht noch den Abschied von ihm, am Montag morgen. Am Abend vorher, jenem des Sonntags, hatten sie friedlich in ihrem behaglichen Heim gesessen, hatten von den wirren Zeiten und ihrem stillen Glück gesprochen, das nun so ganz ungetrübt über ein halbes Jahr gewährt hatte. Und auch der Zukunft hatte man gedacht, der nahen Zukunft, des Weihnachtsfestes, und daß man dann nicht mehr zu zweien sein würde. Leise, leise hatten sie allerhand Namen genannt, Vornamen von Knaben und Mädchen, und dabei mit dem verhaltenen glücklichen Lachen junger, verliebter Eheleute getuschelt.

Dann war der Montagmorgen gekommen, im herbstlichen Sonnenglanz. Um die neunte Stunde war

der junge Gatte, der zu den städtischen Beamten gehörte, fortgegangen, zum Rathause, nach einem herzhaften Kuß auf die roten Lippen der jungen Frau. „Vielleicht komme ich Mittag nicht heim, wir haben heute Auszahlungen an die Armen, auch vom Kreise, da gibt's viel zu tun. Behüt dich Gott, auf Wiedersehen," und seine Schritte waren rasch verhallt.

Er war nicht zum Mittag heimgekehrt. Desto besser würde es ihm zum Abend schmecken, und sorgsam war der Tisch bereitet, geschmückt mit einem Strauße frischer Blumen. Dann hielt es die junge Frau nicht mehr in der allmählich niedersinkenden Dämmerung aus, die so viel Bedrückendes, Beängstigendes hatte. Sie verließ die Wohnung und wandte sich dem Marktplatze zu, an dem das einfache, niedrige Rathaus lag. Ganz finster und unwirtlich, an keinem der Fenster schimmerte Licht. Was sollte denn das bedeuten, und was bedeuteten die hier und da zusammenstehenden, vier, fünf, sechs Menschen? Das gestatteten doch sonst die Russen nicht, die seit fünfzehn Tagen die Stadt besetzt hielten.

Die junge Frau trat näher.

Man erkannte sie, ein paar Hände streckten sich ihr entgegen. Es sollte tröstend klingen und klang doch so furchtbar trostlos: „Wissen Sie schon, Sie Ärmste?"

Vor zwei Stunden, wurde flüsternd berichtet, umstellten russische Soldaten das Rathaus, Offiziere suchten nach Geld, da man vermutete, daß neues Geld eingegangen sei, weil heute an die Armen

Unterstützungen ausgeteilt wurden. Als man nichts oder doch nur einen ganz geringfügigen Betrag fand, wurden die sämtlichen im Rathause anwesenden Beamten, ihrer siebzehn, für verhaftet erklärt und in einem von Kosaken begleiteten Leiterwagen zur nahen russischen Grenze gebracht.

Als sie das gehört hatte, brach die junge Frau ohnmächtig zusammen.

Tag für Tag — unsere Truppen haben längst die Russen vertrieben — wandert die junge Frau mit hereinbrechender Dämmerung am Rathaus vorbei, die marktartig breite Hauptstraße entlang, zum Städtchen hinaus. Über eine Brücke geht es, unter herbstlichen Eichenbäumen weiter, die links die Chaussee einsäumen. Dann gabelt sich der Weg, der eine, rechts, führt zur Grenze nach Rußland. Seitlich des anderen breitet sich ein kleines Gehölz aus, dunkle Tannen, dahinter, auf einer Erhöhung, leuchten weißliche Birkenstämme hervor. Unter den Tannen eine Bank, auf ihr läßt sich die junge Frau nieder. Von hier kann sie die Straße, die nach Rußland führt, überblicken, sie selbst wird aber nicht gesehen. Und sie malt sich aus, wie sie, wenn der Zug der Verschleppten dort erscheint — und er muß ja da erscheinen, wenn nicht heute, so morgen oder übermorgen — hervorstürzen und die Arme um ihren Mann legen wird.

Sie wird ihn dann nach Haus geleiten. Dort ist sorgsam der Tisch gedeckt, ein frischer Blumenstrauß schmückt ihn.

Das Ungewisse.

Die kleine ostpreußische Stadt wird von Nebelschleiern umhüllt. Gelegentlich sprühen Regenschauer hernieder, es ist kalt und unwirtlich, der Wind spielt raschelnd mit den gelben Blättern der Eichen und Ulmen. Und nun sinkt die Dämmerung herab, lähmend und lastend, und noch mehr, wie bisher, regt Frau Fama ihre düsteren Flügel, flattert hier- und dahin, wispert und flüstert in die Häuser, in die Wohnungen, in die Herzen hinein, streut flink den Samen der Furcht und Sorge aus, der viel, viel schneller emporschießt, wie die lichten Bambussprossen in Indiens wilden Waldungen.

„Haben Sie schon gehört? Die Russen sollen nahen in ungeheuren Massen! Weh' uns, wenn sie das zweite Mal hier einrücken, kein Stein bleibt auf dem andern, ein Blutbad wird's geben!"

Einer, richtiger eine raunt's der andern zu. Gerüchte von nahen, schweren Kämpfen fliegen um-

her, hasten die Straßen, die Gassen entlang, Übertreibungen unsinnigster Art werden geglaubt und vergrößert, vergröbert eilig und wichtig verbreitet: „Frau Nachbarin, übermorgen können die Russen schon hier sein, nein, wohl schon morgen!" — Und nun geht's ans Einpacken, ein paar Lebensmittel, die notwendigsten Sachen, ein Bündel, einen Korb, und hin zum Bahnhof. „Wer weiß, ob morgen noch ein Zug abfährt, dann sind wir verloren!"

Abermals, wie schon vor mehreren Wochen, bildet der Bahnhof den Rettungsanker im Hoffen und Sehnen vieler Hunderter, ja Tausender. Einzeln, auch in kleinen und größeren Gruppen, mit Kind und Kegel, Sack und Pack, eilen die Flüchtlinge dorthin, hoch aufatmend, wenn sie die Bahnhofsuhr erblicken, wenn sie noch eine Lokomotive, einige leere Waggons entdecken: das verheißt ja Rettung! Gott sei Dank, es werden noch Fahrkarten verkauft, man drängt, man schiebt, man drückt sich bis zum Schalter.

„Wohin wollen Sie?" fragt der Beamte. Ja, die meisten wissen's selbst nicht; nur fort, nur aus der Nähe der Grenze, der Russen! „Geht noch ein Zug nach Königsberg?" — „Gewiß, in zwei Stunden." — „Dann fünf Karten nach Königsberg."

Der Wartesaal dritter und vierter Klasse ist überfüllt. Traurig das Bild im Halbdunkel der matten Beleuchtung. Auf hochgetürmten Betten liegen vier, sechs, acht Kinder in tiefem Schlaf, die Mütter sitzen auf den Bänken oder haben sich auf

dem Erdboden ausgestreckt, einige Säuglinge empfangen ihre Nahrung. Kein Wort wird zwischen den Harrenden gewechselt, wie lähmend-dumpfer Druck liegt's auf allen.

Draußen werden Schwerverwundete auf Bahren vorbeigetragen, um mit dem nächsten Zuge in die Heimat befördert zu werden; einige Trupps Infanteristen stehen auf dem Bahnsteig, sie haben die Verwundeten und verschiedene Gefangene befördert, andere gehören zu Versprengten, alle warten, um möglichst rasch wieder zur Front zu gelangen. Zu mehreren Kanonieren eines Fußartillerie-Regiments tritt ein Reserve-Oberleutnant, der vor einer Stunde angelangt ist und bei den Leuten die Nummer seines Regiments erkennt. Gegenseitige Freude, gegenseitiges Erzählen, dann Bewirtung seitens des Offiziers. Ich höre beim Vorbeigehen einen der Kanoniere sagen: „Kinder, das ist ja famos, nun haben wir endlich wieder einen Oberleutnant!" — Bisher hatten Offizier-Stellvertreter ausgeholfen.

Wieder in die Stadt zurück. Neue Scharen von Flüchtlingen kommen mir in der Bahnhofstraße entgegen, alle lautlos wie Schatten. Auch die Landbevölkerung wandert von neuem aus. Vorn auf dem Leiterwagen der betagte Führer, auf Stroh- und Heubündeln die Seinen zwischen dem verschiedenen Hausgerät, hinten ein Pferd, eine Kuh, oft beides angebunden.

„Wohin geht's?" — Sie wissen es nicht zu

sagen. — „Warum flüchtet ihr denn?" — „Wir wollen fort!" — Und ein Wagen folgt dem andern und verschwindet im Dunkeln auf der sich vom Bahnhof abzweigenden Landstraße.

In der Stadt selbst nur wenige Bewohner zu sehen. Die Mehrzahl der Fenster ist finster. Die Wohnungen sind verlassen. Selten, daß hinter einer erleuchteten Scheibe ein Kopf auftaucht, Patrouillen klappern auf dem Pflaster, ein Motorradfahrer, das Gewehr auf dem Rücken, rattert vorbei, die weißen Lichter eines Autos des Armee-Oberkommandos tauchen blendend auf, einige Ulanen führen ihre Gäule in die Stallung einer Wirtschaft, auch vom militärischen Leben ist, wie von jenem der Einwohnerschaft, wenig zu merken.

Plötzlich Krachen und Klirren. „Man schießt!" kreischt von irgendwoher eine weibliche Stimme. „Unsinn," tönt eine männliche zurück, „'s war nur ein Fenster!" — Ja, dicht vor meinen Füßen war es an der Marktecke vom Wind herabgeschleudert worden.

Die Nacht sinkt hernieder, melancholisch und regenschwer. Das Ungewisse birgt sie in ihrem Schoße, und damit für viele das Unheimliche. Und aus zahllosen bangen Gemütern ringt sich der sehnende Wunsch hervor: „Wenn doch nur erst der Morgen da wäre, der Morgen, der uns vom Ungewissen und Unheimlichen befreit. Ach, wenn doch erst der Morgen käme!" — —

„Löwentöter".

Die vom befreundeten „Kladderadatsch"-Tisch in Berlin — der einmal in der Woche die Leiter und Mitarbeiter der Zeitschrift sowie eine Zahl hervorragender Künstler und Schriftsteller in einer Weinstube am Kurfürstendamm vereint — so freundlich gespendete Liebesgabe in Gestalt mehrerer rundbauchiger Flaschen Jamaika-Rums mußte ihren Beruf erfüllen. Sie stieß da bei uns auf das wohlwollendste Entgegenkommen, wie es unserem einnehmenden Wesen entsprach, doppelt einnehmend an diesem naßkalten, winterlichen Abend, der für verschiedene Mitglieder unserer Tafelrunde den Abschluß eines angestrengten Tages bildete. Mit den nur vier bis fünf Kilometer weit entfernt liegenden Russen hatte man recht häufig seine Granatgrüße ausgetauscht, in den feuchten Schützengräben war es auch nicht allzu behaglich gewesen, dieser und jener spürte in seinen Knochen erheblich die Nachwirkungen der stundenlan-

gen Besichtigungen der zerstreut liegenden Feld- und Waldwachen auf dem weiten, wechselnden Gelände.

Desto gemütlicher war's nun in der „Flohkiste", dem Offizierkasino Filipowos, des echt russischen Landstädtchens, das wir schon lange besetzt hielten. So echt ist das Nest, daß, als unsere Truppen den Marktplatz von unsagbarem Schmutz gesäubert hatten, ein allerdings etwas merkwürdiges Pflaster zum Vorschein kam, was den Bürgermeister zum erstaunten Ausruf veranlaßte: „Gotteswunder, bin ich schon 30 Jahre in Filipowo und wußte nicht, daß unser Markt gepflastert ist!" —

Danach brauche ich wohl nicht erst die Herleitung des Namens „Flohkiste" zu erörtern und kann erwähnen, daß das „Kasino" an Glanz der Ausstattung, Bequemlichkeit der Einrichtung, großen Raumverhältnissen, verschwenderischen sanitären Einrichtungen bestimmten Zubehörs alles übertraf, was sich nur eine kühne Phantasie auszumalen vermag, Hotel Adlon ist gar nichts dagegen! Ein zweifenstriges niedriges Zimmer, ein paar wacklige Holztische und Stühle, eine Petroleum-Hängelampe, die bei einem Wettbewerb schlechtesten Brennens den ersten Preis erhalten würde, der künstlerische Schmuck der einer dunklen Sage zufolge einst weiß gewesenen Wandflächen aus allerhand Spottzeichnungen in Kohle bestehend, flotten und witzigen Gestalten aus unserm und dem russischen militärischen Leben.

Aber man konnte in dieser Bude riesig gemüt-

liche Stunden verleben, falls die übrigen Bewohner und Bewohnerinnen — an welch' letzteren es nach dem steten Familienzuwachs mit einer sehr vergnügten, zu allerhand kecken Unternehmungen und niedlichen Überraschungen stets bereiten Nachkommenschaft zu schließen, nicht fehlte — sich nicht gar zu „sprunghaft" an der Unterhaltung beteiligten, wodurch dann kleine Unterbrechungen und Störungen entstanden. Sie lösten sich meist in mehr oder minder plötzlichen sportlichen, namentlich jagdlichen Vergnügungen auf, die bei einzelnen Gästen eine ganz unerwartete Gelenkigkeit und Schnelligkeit zeitigten, bei andern eine an Veitstanz erinnernde jähe Verdrehung der Glieder.

Heute schienen diese Urbewohner Burgfrieden mit uns geschlossen zu haben; es kam, bis auf wenige Streikbrecher, zu keinen stärkeren Ausschreitungen und demzufolge auch zu keinen ernsteren Gegenmaßregeln. Natürlich gab das Anlaß zu mehr zoologisch-allgemeinen, wie ernsthaft-wissenschaftlichen Bemerkungen, Erwartungen, Befürchtungen. „Diese unsere teuren Mitinsassen" — es war bei bestimmter Strafe verboten, ihren wirklichen Namen zu nennen — „sind wie die Russen; wenn man sie fern glaubt, sind sie plötzlich wieder da, hat man sie hier vertrieben, erscheinen sie dort von neuem", meinte ein Pionieroffizier, dessen Stiefeln und Uniform zeigten, daß heute seine Truppe wieder tüchtig tätig gewesen.

„Ich glaube, „Löwentöter" hat unsere Zirkus-

künstler vertrieben," sagte lächelnd ein wohlbeleibter „Ober" von den Ulanen, der seit kurzem eine Verpflegungskolonne hütete; „vor dem haben sie Angst, da geben sie ihre Vor- und Verstellungen auf!"

„Löwentöter" ward ein dürrer, kleiner, nicht mehr junger Reserveleutnant eines westpreußischen Infanterie-Regiments genannt, der, einer unserer Universitäten als Privatdozent angehörend, während der letzten Jahre verschiedene Ausgrabungen im oberen Ägypten gemacht und im Kameradenkreise wiederholt von seinen Zusammenstößen mit den Wüstenkönigen berichtet hatte. Harmlos bis in die Fingerspitzen, von steter Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft, immer guter Dinge, immer gewillt, für einen anderen tätig zu sein, merkte er nicht, wenn er gelegentlich aufgezogen ward und man ihn veranlaßte, seine oft recht abenteuerlichen afrikanischen Erlebnisse zum Besten zu geben.

„Ja, „Löwentöter" läßt uns heute ungestraft den köstlichen Saft Jamaikas mit Wasser und Zucker genießen, Prost „Löwentöter"!" und die Gläser klangen zusammen, denn jeder hatte den kleinen Leutnant aus dem Gelehrtenstande gern.

„Na, Löwentöter, erzählen Sie uns mal was Feines," rief Graf S. von den Jägern zu Pferde. „So 'ne Haremschose beim Sultan Buruduru oder wie sonst so'n schwarzer Kunde heißt."

„Nein," widersprach ein Artillerie-Hauptmann,

„es wäre sehr liebenswürdig, wenn uns unser Doktor-Leutnant erzählte, wie er zum Eisernen Kreuz gekommen ist, damit wir es der Chronik unserer — ja — hm — unserer „Sprungkiste" einverleiben. Beglückwünscht haben wir alle ihn ja gestern."

„Erst noch 'ne Lage Maitrank," ordnete der Kasino-Direktor, sonst Gymnasiallehrer, an.

Zwei Ordonnanzen füllten die Gläser; wie sie sich zwischen den einzelnen, nahe den Wänden stehenden Tischen und Sitzgelegenheiten, zu denen auch Kisten, Fässer, Koffer und zwei — als Hocker benutzte — durchsägte, halbe Nachttische gehörten, durchwanden, ist mir stets eins der Rätsel dieses rätselhaften Raumes geblieben.

„Also nu schießen Sie los, Löwentöter," mahnte Graf S.

Mit seiner hohen, jungenhaften Stimme begann der Privatdozent: „Gern, Herr Graf, gern, meine Herren. Ich muß allerdings etwas ausholen."

„Ägypten, Sudan, hoffen wir wenigstens, lieber Leser," tönte es dazwischen.

„Ganz recht, im Sudan war's," meinte mit behaglichem Lächeln der Erzähler. „Also wir buddelten zwischen dem zweiten und dritten Katarakt, da so bei Semne und Akosche, uns näher mit zwei Festungen aus der Zeit des großen Ramses beschäftigend, mein Freund Georg Steindorff aus Leipzig, der bekannte Gelehrte, und ich. Mußten unsere Daharbieh mit ein paar Engländern teilen, ganz netten Gentlemen."

„Deutsch sprechen," brummte einer.

„Ja, gewiß," bejahte „Löwentöter" und wurde sehr rot. „Pardon, ich meine Verzeihung. Also recht gute Kerls. Nur hatte einer, Professor Hutkins, seine Frau mit, gerade kein ideales Geschöpf, weder äußerlich noch innerlich. Spionierte überall umher, stiftete nichts wie Unfrieden, verlangte, daß wir zum Diner, ich meine Hauptessen, schwarz kämen, und da sie strengste Temperenzlerin war, durften wir in ihrer Gegenwart nichts trinken, als Selter oder höchstens das uns schnell überdrüssige süße Gingerbier. Mein Freund Steindorff und ich hatten uns aber zum Weihnachtsfest ein paar Flaschen Burgunder und zwei Burgeff kommen lassen, aus Luksor. Als wir am Heiligabend die Kiste suchten, war sie nicht zu finden, Frau Hutkins hatte sie versteckt."

Unter den Zuhörern machte sich ein entschieden mißbilligendes Knurren und Murren bemerkbar. „Rache!" schnaubte jemand mit tiefen Kehllauten.

„Ja, Rache, schwuren auch wir," fuhr der Privatdozent, durch den Zuruf sichtlich ermuntert, fort: „Als Frau Hutkins an einem der nächsten Abende am Nil saß, —"

„Da kam ein Krokodil, Kro-ko-dil," sang eine etwas heisere Stimme.

„Nein, kein Krokodil," sagte Löwentöter erhobenen Tones, „ein Löwe kam, und der Löwe war ich!"

Aus einer Ecke ließ sich ein entsetzliches Löwengebrüll vernehmen.

„Ja," rief der kleine, dürre Leutnant mit seiner etwas überschnappenden, hellen Stimme, und strich sich kühn mit der Rechten durch die nur noch schüchtern vorhandenen blonden Haare, „so brüllte ich, durch eine Papprõhre brüllte ich so!"

„Donnerwetter!" entschlüpfte es einem.

„Löwentöter" hörte es nicht. „Ich hatte mich auf einer kleinen Insel verborgen. Steindorff hatte vorher Platzpatronen in die Gewehre getan; als dann die Engländer losknallten, lachte ich vergnügt in die Durrha- und Baumwollstauden hinein!"

„Bravo!" — „Famos!" — „Sehr gut!" — „Weiter!" hieß es.

Der Privatdozent massierte seine Stirnhaut, daß die sonst sorgsam gescheitelten Haare entsetzt emporstanden. „Weiter, ja weiter ging's so mit Zwischenräumen von drei, vier Abenden. Nach zwei Wochen war Misses, war Frau Hutkins nach Kairo abgedampft."

„Glänzend!" — „Ausgezeichnet!" — „'ne feine Kiste!" — „Und der Burgunder und Burgeff?"

„Den haben wir nachher ausgetrunken!"

„Und dafür im voraus das Eiserne?" erkundigte sich liebevoll Graf S.

Seine Frage ging in einem schnellen, mehrfachen Räuspern und Gläserklappern unter.

„Löwentöter" hatte nur das Wort „Eiserne" aufgefangen. „Ja richtig, ich war etwas abgekommen," meinte er wie entschuldigend. „Das „Eiserne"

verdanke ich eben der Gabe, gut Tierstimmen nachahmen zu können, besonders einem Winteraufenthalt in Anatolien, da bei Angora herum. Neulich hatte ich eine Patrouille zu führen; nach der Entsetzung von Lyck war's, vor Grajewo. Es war zehn Uhr abends, mit mir drei Leute. Wir wollten sehen, ob der Wald besetzt sei, vor dem sich mehrfache Schützengräben entlangzogen. Schleichen uns hin. In einiger Entfernung sehe ich so an acht russische Kavalleristen, die ihre Pferde dicht zusammengestellt haben. Na wartet, euch werde ich schon kriegen, dachte ich. Wir lagen lang auf dem Boden, meinen Leuten raunte ich zu, sofort aufzuspringen, wenn ich aufspringe, und mir zu folgen. Ich legte die Hände vor den Mund zusammen und heulte wie eine Herde Wölfe in einem einzigen, langgedehnten Ton. Die Pferde rasten weg; wir los, und die Kerls, die selbst vor Angst klapperten, gefangen genommen. Der Wald war leer, sonst hätten sie ja gefeuert, eine Viertelstunde später hatten wir die russischen Gräben besetzt!"

„Heulen Sie doch 'mal wie'n Wolf," bat schmeichelnd Graf S.

Der Hauptmann mischte sich ein: „Ich glaube, wir haben unseren liebenswürdigen Kameraden schon genug angestrengt und danken ihm sehr für seine fesselnde Erzählung."

Allgemeines Händeklatschen, wie im Theater, mehrere Bravos.

Der Privatdozent war aufgesprungen, hatte sich

in möglichst dienstlicher Haltung zum „Häuptling" verbeugt und den anderen Herren mit einer gewissen freundlichen Feierlichkeit zugenickt. Nachdem er sich wieder niedergelassen, suchte er mit beiden Händen die zerwühlten Haare in Ordnung zu bringen.

„Vielleicht darf ich vorschlagen," bemerkte der Ulanen-Oberleutnant, „daß wir unserem lieben neuen Ritter als kleinen Ausdruck unseres Dankes und unserer Freude ein dreimaliges Wolfsgeheul ausbringen!"

Und nach stürmischer Zustimmung ertönte das Geheul dreimal, so hingebungsvoll und durchdringend, daß sämtliche Köter Filipowos jämmerlich an zu kläffen fingen, daß die Bewohner glaubten, die Kosaken wären auf dem Marktplatze, und der Stabsarzt des nahen Lazaretts herumschickte, was denn los wäre, ob es etwa im Westen zur siegreichen Entscheidung gekommen.

„Löwentöter" schrieb an diesem Abend recht spät und mit etwas krakeliger Handschrift in sein Tagebuch: „Heute einen der schönsten Triumphe meines Lebens gehabt!"

Der Anthropolog.

„Wie ich mein Eisernes bekommen habe, wollen Sie wissen?“ sagte der hochgewachsene Reserve-Offizier mit dem freundlichen, klugen Gesicht zu mir, sich den blonden Vollbart zurechtzupfend. „Ja, das ist eine ganz seltsame Geschichte, mit einem Schuß Romantik dabei. Sie wissen, ich bin Anthropologe. Auch 'ne Leidenschaft, werden Sie denken, aber sie ist nun 'mal da, und zwar recht stark bei mir entwickelt. Ich habe in Mexiko und Brasilien nach Schädeln gebuddelt, in der Mongolei, in Persien, in Süd-, Ost- und Nord-Afrika, und die Berliner Sammlungen erhielten manch gutes Stück von mir. Also, als wir vor einigen Wochen nahe Augustowo lagen, da hatte ich beim Marsche einen kleinen, halb zerfallenen, etwas hochgelegenen, schon lange nicht mehr benutzten Kirchhof entdeckt. Der ließ mir keine Ruhe mehr! Immer und immer mußte ich an ihn und seine stark verwitterten, manch' Geschlecht schon überdauern-

den Grabsteine denken. Wenn man da 'mal forschen könnte!

„Endlich schüttete ich dem Hauptmann mein bedrängtes Herz aus. „Falls nun 'mal durchaus Ihre Gemütsruhe davon abhängt, gut, gehen Sie," erwiderte der. „Ich will gemütsruhige Offiziere haben, denn wir bekommen sicherlich bald zu tun. Natürlich auf Ihre Kappe! Was, Leute wollen Sie auch mitnehmen? Zwei genügen? Also auch das, natürlich nur, wenn welche wollen!" — Und natürlich wollten welche, das Absonderliche und Gewagte reizt ja stets unsere prächtigen Jungens.

„In der Dämmerung zottelten wir los, neben Wehr und Waffen auch mit Schippen und Hacken versehen, und mit 'nem Sack für die erhofften Funde. Wir hatten ziemlich eine Stunde zu gehen; es war schon dunkel, als wir das Ziel erreichten. Ich suchte mir natürlich die sichtlich ältesten Stätten aus, und beim Licht unserer elektrischen Lämpchen schaufelten wir flott drauf los, selbstverständlich mit der gebotenen Vorsicht, da in der Nähe ein Dorf war.

„Drei Funde hatte ich schon gemacht, köstlich, wie Zucker! Es mochte Mitternacht sein, wir wollten grad' den Rückweg antreten. Da hören wir in einiger Entfernung das Geräusch vieler Schritte. Wir langhin gelegt, hinter einigen Grabhügeln, nicht mucks und macks, vorsichtig, bloß den Kopf aufgereckt wie die Schildkröten. Russen natürlich, wohl ein ganzes Regiment. Sie zogen in der Richtung,

in der die Unsrigen lagen. Mein Herz klopfte hörbar, fester umspannte meine Hand das Gewehr, das ich mitgenommen. Wartet, meinte ich, die Sache werde ich euch verpurren! — Wir in einiger Entfernung hinterher, vorsichtig, lautlos, geduckt, wie die Indianer auf dem Kriegspfade. Dann, nach einer Weile, als wir bestimmt wußten, was die Feinde bezweckten, etwas links abgebogen und die Beine in die Hand genommen. Erreichen atemlos die Ortschaft, in der unser Bataillon lag, atemlos erstatte ich dem Hauptmann Bericht. Sofort der berühmte stille Alarm, alles im Nu 'raus, zum Teil längs des Weges in den Gräben, zum Teil hinter den ersten Häusern und im nahen Busch Stellung genommen.

„Es war höchste Zeit! Da kamen schon behutsam die ersten, ein Dutzend etwa, entdeckten nichts, blieben dicht bei uns stehen, gaben einen leisen Pfiff rückwärts. Nun folgten die übrigen. Bis auf 15 Meter ließen wir sie ran. Dann: „Feuer!" Das rasselte man so los, von drei Seiten. Ich glaube, seitens der Russen fiel kein Schuß. Wir vier oder fünf Salven abgeknattert. Und nun: „Hurra, drauf!" — Das war was für unsere Jungens! Nicht 'ne halbe Stunde, und von der ganzen Sippschaft war, bis auf die 400 Gefangenen, nicht mehr viel übrig!

„Sehen Sie, dafür das Eiserne, das natürlich auch meine beiden Begleiter erhielten. Na, ist die Anthropologie nicht doch etwas nütze?"

„Und die Funde, wie Sie sich ausgedrückt? Hatten Sie die im Stich gelassen?"

„Da kennen Sie einen Anthropologen schlecht! Die sind schon längst in Berlin gut angekommen und gut aufgenommen. Später, falls ich zurückkehren sollte, werde ich sie mit einem kleinen Kreuz versehen: die haben's auch verdient!"

„Unser Junge!“

Auf dem Marktplatz in Gumbinnen war's, am zweiten Sonntag im September. Den Nachmittag zuvor hatten wir die Stadt genommen, die Russen mit Hallo aus ihr vertrieben. Es war so rasch gegangen, daß sie gar nicht mehr das begonnene Plünderungswerk fortsetzen konnten, von dem eine Zahl ausgeraubter Läden und zertrümmerter Schaufenster berichtete. In einem Vorgarten der nach Stallupönen führenden Straße lag die Leiche eines Bürgers, der den Räubern entgegengetreten war, die ihn sofort niedergeschossen; jetzt bedeckte ihn eine schwarz-weiß-rote Fahne.

Zahllose Kolonnen standen auf und nahe dem Markt in Reih und Glied. Sie ließen den Weg frei für die Munitionswagen der Artillerie, die, mit je sechs kräftigen Pferden bespannt, in schneller Gangart der Grenze zustrebten, von der dumpfer Kanonendonner herübergrollte. Infanterie und Kavallerie

eilten dem gleichen Ziele zu, das auch das meine war, so daß die Rast hier nur kurz bemessen sein konnte. Einer Kompagnie eines ostpreußischen Regiments war gleichfalls eine kleine Ruhepause gegönnt worden; die Leute hatten die Gewehre zusammengestellt, einige hockten auf den nächsten Treppenstufen und schrieben Karten nach Haus, andere unterhielten sich mit den Bewohnern, wieder andere suchten in der Nähe nach einem Wirtshause.

Da fiel mein Blick auf einen ganz kleinen Soldaten, der den übrigen kaum an die Schulter reichte. Wie ein Wiesel lief er umher, bald diesen, bald jenen befragend und die Feldflaschen einsammelnd, die er an einem Brunnen mit fließendem Wasser füllte. Dabei sah ich sein Gesicht: ein Junge war's, vielleicht fünfzehnjährig, schmächtig, aber sichtlich von zäher Rasse, mit lachendem, frischem Gesicht und munteren, blanken Augen. Die Uniform saß ihm wie angegossen, der von grauer Leinwand umhüllte Helm fest auf dem blonden Haupt. Alles an ihm war quirlig; hastig und doch geschickt wand er sich durch Pferde, Wagen, Menschen hin und her, her und hin, immer neue Flaschen mit derselben Freudigkeit in Empfang nehmend und sie zurückbringend. Die Soldaten streichelten ihm die Backen, klopften ihm auf die Schulter, gaben ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken, alle blickten ihm vergnügt nach.

„Wer ist denn der Kleine da?" fragte ich einige der Nahestehenden.

„Ach, das ist „unser Junge"! Ein famoses Kerlchen. Hat schon über zehn Gefechte mitgemacht, ist auch zum Eisernen Kreuz eingegeben. Der läßt sich nicht unterkriegen, immer frisch und guter Dinge, der erste früh, der letzte abends. Bei Patrouillen fein zu gebrauchen — ja, das is 'n Soldat!"

Ich wollte noch fragen, woher er stamme und wie er so jung in des Königs Rock geraten, da hieß es aber für mich schon: „Weiter, weiter!" Gleich danach umwogte mich das wechselvolle, lärmende, erregte kriegerische Getriebe auf der Landstraße nach Stallupönen, in welcher Richtung lodernder Feuerschein aufflammte. —

Über drei Wochen waren vergangen. Der russische Bär war brummend aus den dichten Waldungen, in die ihn die deutschen Hiebe getrieben, wieder hervorgebrochen. Von neuem mußte er eins auf seine Pranken bekommen. Das besorgten wir denn auch redlich, in den ersten Oktobertagen nahe Wilkowischki, das den Hauptpunkt der russischen Stellung bildete.

Es war Mitte Oktober. Den ganzen Tag hatte unsere Artillerie ein kräftig Wörtlein mit dem gut verschanzten Gegner gesprochen; unsere Infanterie war an zwei Stellen im Sturm vorgegangen, einzelne für den folgenden allgemeinen Angriff wichtige Dörfer nehmend. Die Dämmerung brach herein, blutrot war die Sonne untergegangen, blutrot ging der Mond auf, hier und da standen einzelne Gehöfte

in hellem Brand. Der dröhnende Geschützkampf hatte etwas nachgelassen, ein paar feindliche Schrapnells platzten wie hell blinkende Leuchtkugeln in der Luft.

Einer nahe der Chaussee etwas erhöht gelegenen Mühle, bei der ich am Vormittag Pferd und Burschen gelassen, wanderte ich zu, bewegt von den mannigfachen Eindrücken des Tages, der auch mir die nahe Bekanntschaft der russischen Granaten und Gewehrgeschosse verschafft. Von dem die Mühle umgebenden Rundgang hatten Generalstabsoffiziere den Fortgang des Kampfes verfolgt; jetzt standen sie noch unten zusammen, bevor sie sich trennten. Auf strohgefüllten Leiterwagen wurden Verwundete vorbeigebracht, leichter Verletzte, eine Hand oder einen Arm oder den Kopf verbunden, schritten einzeln oder auch mehrere zusammen ermattet hinterher.

Die Offiziere machten sich aufmerksam auf eine seltsame Gruppe. Zwei Soldaten, von denen einer die Unteroffizierstressen trug, mit Kopfverwundungen, hatten, sich die rechte und die linke Hand reichend, eine Tragbahre gebildet, auf der ein Schwerverletzter ruhte, den Kopf an die Schulter des einen Trägers gelehnt. Man winkte ihnen und forderte sie auf, den Verwundeten hier niederzulegen, es müßten in kurzem aus Wirrballen Lazarettautos kommen.

Auch ich trat heran: ja, das war ja der kleine Soldat aus Gumbinnen! Auch den Generalstäblern war dieser jugendliche Kämpfer aufgefallen, ich hörte nur, wie der Unteroffizier antwortete. „Es ist „unser Junge", Herr

Hauptmann. Er war auch heute wieder immer vornweg! Morgen sollte ihm das Eiserne Kreuz ausgehändigt werden, wie sehr hatte er sich darauf gefreut!"

Bleich waren die Züge des kleinen Soldaten, der einen Brustschuß erhalten hatte. Jetzt schlug er die Augen auf, als ob er gehört, gefühlt, daß von ihm gesprochen wurde. Es waren die Augen eines Sterbenden. Der eine Kamerad, der ihn getragen, war neben ihm niedergekniet, ihm sanft das Haupt stützend, der Unteroffizier hatte die Hände gefaltet. Die letzten Blicke des kleinen Soldaten flackerten fiebernd umher, nun blieben sie auf dem Hauptmann haften. Der hatte sie verstanden. Er nestelte sein Eisernes Kreuz los, beugte sich nieder, legte es in die erkaltenden Hände des Liegenden. „Hier, du junger Held, du hast es dir redlich verdient!"

Ein glückliches Lächeln verklärte das blasse Gesicht, die Augen wollten sich auf das Kreuz richten, da erlosch ihr Glanz, fest hielten die Hände das Ehrenzeichen des Kaisers.

„Unser Junge, unser lieber Junge!" brach es mit verhaltenem Schluchzen von den Lippen des Unteroffiziers.

Alle hatten die Häupter entblößt.

Der Landwehrmann.

Er saß vor der Bank des Häuschens in einer Nebengasse der kleinen ostpreußischen Stadt, den linken Arm in der Binde. Hatte seine Wunde bei Augustowo erhalten, einen Streifschuß, der nicht viel bedeutete und ihm schon bald die Rückkehr zum Regiment ermöglichte. Jetzt, in der Abenddämmerung, war er am See entlanggegangen, müde geworden, hatte sich hier niedergelassen. Aus der nur angelehnten Tür guckte erst ein Jungen-, dann ein Mädchenkopf hervor. Der Landwehrmann winkte: „Kommt nur her, ihr Kinderchens. Ihr habt doch keine Angst? Bin doch kein Russe!"

Die Kinder kamen schüchtern heraus, wurden allmählich zutraulicher, reichten zur Begrüßung die Patschhändchen. Alsbald saß der Sechsjährige auf dem einen, die Vierjährige auf dem anderen Bein des Soldaten, der den gesunden Arm um den Buben gelegt hatte, beiden allerhand erzählend von

Kanonen und Gewehren und Säbeln, das Geräusch der Granaten und Gewehrkugeln nachahmend.

Dann fragte er ganz unvermittelt: „Wie heißt ihr denn?"

„Fritz und Liesel."

Fritz und Liesel, genau wie seine fast gleichaltrigen Kinder daheim in Thüringen.

Unendlich weh ward's ihm mit einem Male ums Herz, ihm, der bei Hohenstein die feindliche Batterie mit gestürmt, der seine nächsten Freunde hatte fallen sehen, der soviel Furchtbares erlebt im harten, unerbittlichen Kriegsgewirr, ohne daß er weich geworden: es mußte so sein!

Fritz und Liesel — alles, was er verlassen, was er liebte, stand plötzlich aufs deutlichste vor ihm.

Er setzte behutsam die Kinder nieder, winkte ihnen zu, ging. Hätte er ihnen noch ein Wort gesagt, so wären ihm die Tränen aus den Augen, um die es plötzlich so warm geworden, geflossen.

Fritz und Liesel! Fritz und Liesel!

Die Kameraden.

Die Frau des Gärtners, der ein Stückchen Land vor der kleinen Stadt besaß, hatte sie eines Morgens aufgefunden, dicht neben der Chaussee, die beiden zweijährigen blonden Mädelchens, die sichtlich Zwillinge waren. Ganz still hatten sie nebeneinander gelegen, mit ihren treuherzigen blauen Augen um sich schauend, freundlich, voll Vertrauen. Und letzteres ward nicht getäuscht. Die Frau nahm die Kinder, die vielleicht absichtlich ausgesetzt worden waren von irgendwelchen Bekannten der ermordeten Eltern, die im ersten Schreck die Kinder mitgenommen und sich dann ihrer entledigt hatten, oder die vielleicht auch bei der hastigen nächtlichen Flucht aus dem niedrigen Wagen herausgefallen waren, an sich und brachte sie ihrem Manne. Der hatte sofort entschieden, daß man die Findlinge behalten wollte, er nannte sie Linning und Minning, denn sein Vater stammte aus dem Mecklenburgischen, und Reuters Werke standen

im Glasschrank der guten Stube. „Der liebe Gott wird's uns wohl lohnen, Mutting," sagte er zu seiner Frau, „und wird unsere beiden Jungens heil aus dem Kriege zurückkommen lassen."

Linning und Minning schien schnell die neue Umgebung zu behagen. Mit der Sprache haperte es noch, aber die Füßchen waren schon recht flink, und die lieben, blauen Guckerln wußten bereits allerhand Wünsche auszudrücken. Nach drei Tagen schon konnten sich die Gärtnersleute ihr bisher so stilles Heim gar nicht mehr ohne die Zwillinge vorstellen, und jedes des Ehepaares hatte den geheimen Wunsch, daß ihnen die Kinder verbleiben möchten. Wohl hatte man flüchtige Nachforschungen angestellt, hatte hier und da herumgehorcht, aber bei den Tausenden von Fliehenden, die Tag und Nacht vorübergehastet, erwartete man kein Ergebnis und erhielt es auch nicht.

Und dann waren die Russen gekommen, erst Kosaken, danach die verschiedensten anderen Truppenteile. Das etwas abseits gelegene und von Buschwerk verdeckte Haus der Gärtnersleute hatte nur vorübergehend Einquartierung erhalten, von Soldaten eines finnländischen Regiments, die deutsch sprachen, die freundlich mit ihren Wirten plauderten, die mit Linning und Minning spielten und sie mit einigen blanken Kopekenstücken beschenkten.

Nach drei Wochen plötzlicher Kanonendonner und Infanteriesalven. Ganz in der Nähe wurde gekämpft, und die Granaten sausten über das Gärtnerhaus hin-

weg. Die Russen wichen fluchtartig zurück, nicht ohne die nahen Gehöfte in Brand zu stecken. „Die Unsrigen haben gesiegt," jubelte der Gärtner, der mit seiner Frau Töpfe und Kannen mit Milch füllte, mit denen sie sich zur nahen Chaussee begaben, um unsere braven Feldgrauen zu erquicken.

Als sie heimkehrten, saßen Linning und Minning vor der Tür im warmen Herbstsonnenscheine neben einem großen, grauen Schäferhund, der, eine Wunde am rechten Vorderlauf, sich müde zusammengekauert hatte, sich das Krauen und Streicheln der Mädelchens sichtlich gern gefallen ließ, jetzt aber bösartig knurrte, als die Erwachsenen nahten.

„Ein Kriegshund der Kosaken," rief der Gärtner, und griff zu einem nahen Spaten.

Als ob Linning die Absicht gemerkt, schlang sie ihre Ärmchen um den Hals des Hundes, Minning begann zu weinen.

„Laß ihn leben, Vatting," bat die Gärtnersfrau, die sich auch etwas Mecklenburgisch angewöhnt hatte, „da haben die Kinder einen Spielfreund."

Der Hund blieb, er wurde gepflegt und erholte sich; „Kosak" ward er genannt. Unzertrennlich ist er von den beiden anderen Findlingen. Er hörte, als er wieder humpeln konnte, an den ersten Abenden nicht eher mit Winseln und Kratzen auf, bis er in das Zimmer gelassen wurde, in welchem die Zwillinge schliefen. Vor ihrem Bett legte er sich nieder. Er verläßt die Mädelchens nicht, er hütet sie, die mit

ihm spielen. Das erste Wort, das Linning und Minning fast gleichzeitig sprachen, war „Kosak". — Lächelnd blickte der Gärtner seine Frau an: „Was der Krieg uns doch alles bringt — so gute Kameraden!" — — —

Die beiden Nachbarn.

Sie hatten sich schon seit Jahr und Tag nicht mehr gegrüßt, die beiden Nachbarn, die dicht nebeneinander nahe dem Marktplatz der kleinen ostpreußischen Stadt wohnten. Früher waren sie gute Freunde gewesen, der Friseur und der Photograph, hatten oft beim Bier zusammengesessen, an diesem und jenem Stammtisch. Dann hatten sie sich verheiratet, na, und wie es so geht, die Frauen vertrugen sich nicht recht, dadurch waren auch die Männer auseinander gekommen.

Der Krieg brach aus, und mit ihm in den Grenzgebieten die Russenfurcht. Dörfer, Ortschaften, Flekken, Städte wurden leer, alles flüchtete nach rückwärts gelegenen, Sicherheit verheißenden Teilen der bedrohten Provinz. Auch die Mehrzahl der Bevölkerung unseres nahe der Romintener Heide und damit unweit des Zarenreiches gelegenen Städtchens machte sich auf die Beine; zu den wenigen, die blie-

ben, gehörten der Friseur und der Photograph, die ihre Frauen fortgesandt hatten.

Eines Tages verließen dann auch die preußischen Truppen die Stadt, sie hätten der von unseren Fliegern erkundeten, durch die Waldungen vordringenden Übermacht doch nicht standhalten können und wären vergeblich geopfert worden. Der sonst so lebhafte Marktplatz war im Umsehen verödet, die Geschäfte geschlossen, die Haustüren verrammelt, kein Lebewesen weder hinter den Fenstern noch auf den Straßen zu sehen. Nur ein paar Bengel lugten hinter den Ecken hervor; vor der Apotheke wehte die weiße Flagge mit dem roten Kreuz.

Der Friseur trat vor seinen Laden, er sah, wie sein Nachbar, der Photograph, beschäftigt war, aus dem Schaukasten alle Soldatenbilder zu entfernen; „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit im Masurischen Regiment Nr. . . ." stand über oder unter jeder der Photographien. Unwillkürlich, als ob er fühlte, daß er beobachtet würde, drehte sich der Geschäftige um, ein etwas verlegenes Lächeln huschte über sein Gesicht, es fand auf dem des Friseurs einen Widerschein. Jeder machte einen Schritt vorwärts, jeder streckte die rechte Hand aus:

„Wir wollen wieder die Alten sein, Willy!"

„Ja, Karl, das wollen wir, in dieser ernsten Zeit!"

Und der Friseur half dem Freunde, der an Stelle der braven Rekruten und ihrer Kameraden verschiedene harmlose Waldaufnahmen befestigte, in

deren Mitte einige Postkarten prangten, welche die Ankunft der russischen Kaiserfamilie in Konstanza und ihre Begrüßung durch die Mitglieder des rumänischen Königshauses in photographischer Wiedergabe schilderten. Der Photograph hatte sie vor zwei Monaten von seinem in Bukarest lebenden Bruder erhalten.

„Das ist eine famose Idee, Willy," sagte Karl, „die bringt mich auf was. Der Nathan Feintuch hat mir kürzlich, als er aus Filipowo zurückkehrte, so'n russischen Krimskrams aufgeschwatzt, den er natürlich durchgepascht hat. Wart', der kommt mir jetzt zustatten."

Und eine Viertelstunde später standen auffällig im Schaufenster des Friseurs, aus dem alle deutschen Waren entfernt waren, allerhand hübsche, bunte Büchsen, Flaschen, Papp- und Blechschächtelchen; sie trugen Stempelmarken mit dem Denkmal Peters des Großen auf dem nach ihm benannten Platze in der russischen Hauptstadt, sodann russische und französische Bezeichnungen, alle mit dem Zusatz: „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg."

Am Nachmittag waren die Russen gekommen. Erst einige Kosakenpatrouillen, dann ein ganzer Schwarm von ihnen mit kläffenden Kriegshunden, darauf Infanterie und Kavallerie, während die Artillerie Stellungen außerhalb der Stadt bezog. Den Kosaken, von deren eigentümlichen, oft todbringenden Scherzen die Freunde schon gehört, hatten sie sich nicht gezeigt; als aber in langen Zügen Linientrup-

pen vorbeimarschierten, da hatten sie sich vor die Tür gestellt, der Friseur grüßend und auf sein Schild zeigend. Kurz danach schon kamen die ersten Kunden, ihnen folgten weitere, dann Dutzende; viele der Polen und Finnländer sprachen deutsch, von einem derselben ließ sich der Friseur ein großes Schild mit russischer Aufschrift seines Namens wie Berufes, sowie der Preise für Rasieren und Haarschneiden, schreiben, ein zweites für den Photographen: „Das halbe Dutzend Postkarten mit Bild einen halben Rubel."

Bei beiden Freunden ging das Geschäft glänzend. Sie arbeiteten sich in die Hände, wiesen sich die Kunden zu. Der Friseur bemerkte, daß doch so ein Bild zur Erinnerung sehr hübsch wäre, man könnte es nach Haus schicken, sein Nachbar mache es gut, billig, schnell, und er wies mit großartiger Handbewegung auf die am Spiegel steckenden russischen Soldatenphotographien. Der Photograph machte es ähnlich; er bemerkte, daß sich seine Kunden — vor allem, wenn sie warten mußten — doch erst rasieren und das Haar stutzen lassen möchten, gleich nebenan, gut, billig, schnell!

Es gab Abende, an denen jeder der Freunde hundert Mark und mehr eingenommen hatte. Die Soldaten bezahlten fast durchgängig, die Offiziere vergaßen es häufig.

Das ging so drei Wochen hindurch. Im allgemeinen hielten die Russen gute Manneszucht — sie glaubten, sie könnten hier ständig bleiben. Frei-

lich waren viele der verlassenen Häuser geplündert worden, auch einzelne Läden, deren Schaufenster und Türen man zerbrochen hatte. In einem der Häuser dicht am Marktplatz hatte man einige preußische Gewehre wie Munition gefunden, das genügte, um das Gebäude in Brand zu stecken, wodurch drei Nebenbauten eingeäschert wurden.

Dann bemächtigte sich plötzlich der russischen Garnison eine auffällige Unruhe, Hörner bliesen, Trommeln ratterten, Befehle erschollen, im Laufschritt eilte die Infanterie durch die Straßen. Schon am Abend vorher hatte man fernen Geschützdonner gehört, er erdröhnte jetzt ganz nah, Gewehrsalven mischten sich ein. Und wenige Stunden später hasteten fliehende russische Truppenmassen durch die Stadt.

Da räumte der Photograph seinen Kasten mit den Bildern der Zarenfamilie und den russischen Soldatenphotographien schleunigst aus und entfernte die russische Aufschrift; die „Erinnerungen an die Dienstzeit im Masurischen Infanterie-Regiment Nr. . . .“ nahmen wieder ihren alten Platz ein. Auch beim Friseur verschwand das russische Schild, die Erzeugnisse des „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg“ waren sämtlich verkauft und viele deutsche dazu.

Am nächsten Morgen stand die Stadt wiederum unter preußischer Herrschaft. Friseur und Photograph machten auch fernerhin die gleich guten Ge-

schäfte, unterstützten sich auch fernerhin gegenseitig, konnten abends ein erkleckliches Sümmchen beiseite legen. Die Zeit ward ihnen nicht lang, wußten doch die Soldaten viel zu erzählen von den blutigen Zusammenstößen mit den Russen auf deutschem Boden. Auch an scherzhaften Zwischenspielen fehlte es nicht. Einmal hatten ein paar Landwehrmänner zum Friseur einen Gefangenen mitgebracht, den sie in der nahen Kaserne abliefern sollten. Es war ein Tatar, ein schmächtiges Kerlchen mit Schlitzaugen, vorstehenden Backenknochen, gelber Lederhaut. Er schien stumm zu sein, hatte bisher nicht muck und mack gesagt. Als aber der Friseur sein blinkendes Rasiermesser schliff, da riß der Mongole die Äuglein weit auf; das sah unser Figaro im Spiegel und wandte sich plötzlich mit seinem Messer zum Gefangenen. Der brüllte los, als ob er am Spieße geröstet werde. „Hör', wie der Kerl quieken kann," sagte einer der Soldaten, „wie'n ganzer Stall!"

„Mit dem Bruder müßt ihr euch photographieren lassen, das ist doch eine feine Erinnerung," meinte der Friseur, „hier gleich nebenan, gut, schnell, billig!"

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Man zog mit dem Tataren zum Photographen, der eine „prächtige" Gruppe stellte, den Gefangenen in der Mitte. Dessen Schlitzaugen waren wieder ganz groß geworden, er verfolgte gespannt alles, was vorging. Als nun aber der Lichtbildner den Apparat richtete und unter das schwarze Tuch kroch, da

zitterte der Tatar an allen Gliedern, fiel nieder und flehte, ihm das Leben zu lassen. Die Landwehrmänner weinten Tränen; es dauerte lange, bis die „prächtige" Gruppe zustande kam.

Zwei Wochen waren vergangen, viele der Einwohner waren zurückgekehrt. Nach einem reichbeschäftigten Tage kam der Friseur zum Photographen. „Du, Willy, meine Frau hat heut geschrieben; sie fragt, ob sie heimkommen soll."

„Ja, Karl, meine Frau hat auch geschrieben, fragt dasselbe."

„Was antworten wir, Willy?"

„Du, ich glaub', es ist für die Frauen noch unsicher," und ein spitzbübisches Lächeln huschte über sein Gesicht. Das flackerte auch auf jenem des Photographen auf: „Ja, ganz meine Ansicht, Karl!"

Und sie faßten sich unter und schlenderten zum neueröffneten Stammtisch im „Kaiserhof", an dem sie einige Runden ostpreußischen Maitranks — so einen dampfenden, festen — zum besten gaben.

Der Kirgise.

Erbeutete Geschütze, die man den Russen bei Augustowo abgenommen, hatte man eingebracht; sie standen jetzt, mit zotteligen, abgematteten Pferden bespannt, auf dem Marktplatz, nahe dem Rathause.

Auf einem strohgefüllten Leiterwagen einige leichter Verletzte von uns, die, da alles überfüllt war, noch keine Unterkunft gefunden; auf einem zweiten mehrere russische Verwundete. Neben dem Wagen ein Kirgise, den Arm in der Binde. Er erregte am meisten das Interesse der Soldaten, die herangekommen waren und sich von den Begleitmannschaften Näheres erzählen ließen über die letzten Kämpfe jenseits der nahen Grenze. Das Haupt des Kirgisen, der in einen schmudeligen, lehmgrauen Mantel gehüllt war, bedeckte eine hohe Mütze aus blauem Tuch, unten von breitem, grauem Pelzstreifen umzogen. Alles an ihm drückte Teilnahmlosigkeit aus, er blickte starr vor sich hin, als ob ihm alles

gleichgültig, alles fremd wäre. Und doch hatte er, als er vorhin auf den Markt eingebogen, die Stadt wiedererkannt, in der er noch vor wenigen Wochen geweilt; scheu hatten seine Augen die Brandstelle da drüben gestreift.

Eine Frau näherte sich den Verwundeten, in einem Korb eine große Kanne dampfenden Kaffees und Butterbrote. Mit tröstenden Worten labte sie die Krieger, denen nach langen Stunden die Erquikkung eine freudig willkommene war. Dann, als die Vorräte zu Ende, holte sie neue, sich zu den Begleitmannschaften und schließlich zu den Gefangenen wendend.

Da erst bemerkte sie den Kirgisen; ihr Fuß stockte, die Hand mit dem Becher bebte. Das war doch derselbe Russe, der ihr Haus dort an der Ecke in Brand gesteckt hatte, nur weil man einige von den einquartiert gewesenen preußischen Soldaten zurückgelassene Sachen gefunden? Ihr Haus, in dem sie so viele Jahre gewohnt, in dem sie das ihre Kinder gut ernährende Geschäft betrieben, ihr Haus, aus dem sie nichts, rein gar nichts gerettet, nur was sie und die Kinder auf dem Leibe gehabt. Und jener Kirgise war der wildeste gewesen! O, aufs deutlichste sah sie jetzt nochmals, wie gierig, nachdem alles ausgeraubt worden, die Flammen emporzüngelten, sie hörte ihr Knistern und Knacken, das Herabfallen der glühenden Balken, sie dachte des Fluches, den sie damals den Zerstörern des nach dem Tode ihres

Mannes mühselig aufgebauten bescheidenen Glückes zugeschleudert. —

Nun stand der Brandstifter vor ihr! Ein Wort von ihr, und er wäre dem Kriegsgericht überliefert worden, es hätte sein Ende bedeutet.

Auch der Kirgise hatte die Frau, die damals flehend seine Knie umschlungen und die er zurückgeschleudert, erkannt, auch er wußte, was diese Begegnung für Folgen haben konnte; er sah das Erschrecken der Frau, ihr Zögern, sein Leben schien verwirkt.

Da trat die Frau zu ihm hin und bot ihm den gefüllten Becher dar, nebst Brot: „Bitte, nehmt, Ihr scheint müde zu sein, seid verwundet!"

Der Krieger verstand nicht die Worte. Aus ihrem milden Klang aber wußte er, daß er gerettet war. Er nahm nichts von dem Gebotenen, obwohl er hungrig und durstig war, schüttelte den Kopf, in seinen grünlichen Augen leuchtete es feucht auf, er ergriff leis den Arm der Frau und küßte das Gewand, machte das Zeichen des Kreuzes. —

„Nun seht bloß den Kalmücken an," rief einer der begleitenden Soldaten. „Die ganze Fahrt hindurch wie 'n Stück Holz, jetzt scheint's doch ein Mensch zu sein!"

Miss.

Die junge Frau des im Felde stehenden Kreis-baumeisters war mit ihrem fünfjährigen Töchterchen nach der Stadt, in der die Russen gehaust und aus der sie vor zwei Wochen von den Unseren vertrieben worden waren, zurückgekehrt. In der Dämmerung war sie nach langer, langer Fahrt, während sich die Gedanken stets von neuem damit beschäftigten, wie sie ihr sorgsam und liebevoll gehütetes Heim in der hübschen Villenstraße wiedersehen würde, eingetroffen, immer schnelleren Schrittes dem Ziele zustrebend.

Nun saß sie völlig gebrochen in der weinum-rankten Laube hinter dem so schmuck gewesenen ein-stöckigen Häuschen, dessen Inneres in furchtbarster Weise verwüstet worden war. Alles entzweigeschlagen, vernichtet oder fortgeschleppt, Türen und Fenster zer-trümmert, ein Bild grauenhafter Zerstörungswut. Das seitlich etwas zurückgebaute Haus der befreun-deten Doktorfamilie war niedergebrannt, die anein-

ander grenzenden beiden Gärten mit den Blumen-, Obst-, Gemüsebeeten teils zerstampft, teils mit Brandschutt bedeckt, ein paar Astern und Sonnenblumen ließen all' das Unheimliche und Gespenstische noch mehr hervortreten.

Die junge Frau hatte das Gesicht in die Hände gestützt, um vor Klein-Hannchen, die sich verschüchtert an sie geschmiegt, die so heiß hervorquellenden Tränen zu verbergen.

Jetzt ließ sich ein klägliches Miauen vernehmen, ein kleines, weißes, halbverhungertes Kätzchen raschelte heran.

„Miß, Miß," rief freudig das Töchterchen, löste sich hastig von der Mutter los und sprang von der Bank herab. „Da ist ja auch Miß, komm' her, Miß!"

Dann besann sich das Kind. „Nein, nicht mehr Miß, nicht wahr, Mama? Wir sprechen nicht mehr englisch. Fräulein, Fräulein, komm' her, Fräulein!"

Da huschte ein Lächeln über das bleiche Gesicht der jungen Mutter, ein Lächeln, wie der erste verheißungsvolle Sonnenstrahl eines unterdrückten, aber nicht vernichteten, bald wieder aufsprießenden zarten Glückes!

Die Kosakenbraut.

Die Kinder hatten durchaus den Eltern entgegengehen wollen. Der Brauereibesitzer war mit seiner Frau zu einem nahen Gut gefahren, um Gerste zu kaufen, die Rückkehr verzögerte sich mehr und mehr. So hatte sich denn das siebzehnjährige blonde Kindermädel Marie mit dem Geschwisterpaar, dem fünfjährigen Hans und der vierjährigen Klara, auf den Weg gemacht, um Ausschau zu halten. Jetzt standen sie außerhalb des Städtchens nahe der Chaussee, auf der die Erwarteten zurückkommen mußten.

„Marie, Marie," rief Hans plötzlich, „sieh, die Reiter!"

Aus dem gleich hinter den Feldern beginnenden nahen Wald hatten sich mehrere Reiter losgelöst, die auf flüchtigen Rossen heranjagten, ihre Mäntel flatterten im Wind, ihre Lanzen blinkten.

Marie stockte das Herz: Russen! Und sie hier ganz allein mit den Kindern, die ihrer Hut anvertraut waren!

Ehe sie an Flucht denken konnte, waren die Kosaken schon heran, ihre Pferde zügelnd. Voran der schlanke, wettergebräunte Führer, mit kurzem, schwarzem Bart und fröhlich blickenden dunklen Augen. Mit einer leichten Handbewegung grüßte er das blonde Mädel, sie fragend, indem er auf die Stadt deutete: „Prussak Saldats?"

Marie hatte es verstanden und schüttelte verneinend den Kopf, ihre Angst war mit einem Male verschwunden. Der Kosak sagte etwas zu seinen Leuten, im selben Augenblick ergriff er den nahestehenden Hans, setzte ihn vor sich auf den Grauschimmel und ließ diesen zum Galopp anspringen.

Marie schrie laut auf, Klärchen weinte, Hans konnte vor Schreck nichts hervorbringen und hielt sich an der Mähne des Pferdes fest. Aber schon hatte der Reiter mit einem Ruck gewendet und setzte den Knaben sanft nieder, ihm die Backe streichelnd und Marie freundlich anlachend, daß seine weißen Zähne blitzten. Und auch diese lächelte unter Tränen und drückte, während sie Klärchen fest mit der linken Hand hielt, mit der rechten Hans an sich.

Der Kosak grüßte, gab einen kurzen Befehl, und der Trupp sprengte die Chaussee entlang in die Stadt hinein.

Marie eilte mit den Kindern nach Haus. Alles war im Städtchen in größter Aufregung, viele packten ihre wichtigsten Habseligkeiten zusammen und flüchteten. „Die Russen kommen, die Russen sind schon da!" rief es die Gassen entlang.

Marie hatte keine Furcht mehr vor den Feinden. Als nach kurzem der Brauereibesitzer mit seiner Frau heimkehrte, die Pferde gar nicht ausschirren ließ, sondern sofort sein Geld und das Allerwertvollste in eine Tasche warf und dabei Marie fragte, ob sie nicht auch fliehen wolle, auf seinem Wagen wäre allerdings kein Platz mehr, da sagte sie, sie wolle bleiben. Und nach weniger als einer Stunde war sie allein in dem großen Haus, denn auch die Köchin und die beiden Pferdeknechte waren verschwunden. Sie schloß im unteren Stockwerk die hölzernen Fensterläden, verriegelte die Haustür und begab sich in ihr kleines Stübchen, im masurischen Gesangbuch lesend, ganz laut, weil sich doch die große Einsamkeit fühlbar machte. Aber inmitten der frommen Verse tauchte immer wieder das Bild des lachenden und grüßenden Kosaken vor ihr auf. —

Am nächsten Morgen sah sie ihn wieder. Gerad' als sie die Holzläden öffnete und ihr blonder Kopf zwischen den rotblühenden Geranien hinausspähte, denn das Trappeln vieler Pferdehufe ließ sich vernehmen. Da war der Kosak an der Spitze seines Zuges vorübergeritten, hatte sie erkannt und ihr freundlich zugewinkt, daß Marie so rot wurde, wie die Blumen neben ihr.

Nach kurzem klopfte es an die Haustür. Marie ahnte, wer es war, und öffnete sofort, ohne erst durch das Guckloch zu sehen. Der Kosak stand draußen, von einem russischen Infanteristen begleitet, der

deutsch sprach. Der Kosak bot dem Mädchen, wie einer guten Bekannten, die Hand, zog ein Stück Kreide hervor und schrieb mit russischen Buchstaben etwas an die Tür. „Das bedeutet," meinte der Soldat, „daß das Haus vor Einquartierung bewahrt bleibt. Aber es könnte irgendwie abgewischt werden, und da hat hier der Podhorunschii (Feldwebelleutnant) noch vom Kommandanten, dem er kürzlich das Leben gerettet, sich einen besonderen Schein ausstellen lassen, den brauchen Sie bloß vorzuzeigen. Und wenn Sie belästigt werden oder sonst Grund zu einer Klage haben, dann möchten Sie direkt zum Herrn Kommandanten kommen, Sie finden ihn im Rathaus."

Marie hatte ihre sonstige Schüchternheit völlig verloren, sie reichte dem Kosaken die Hand: „Ich danke Ihnen herzlichst." Dann, nach kurzem Zögern, setzte sie hinzu, sich an den Infanteristen wendend: „Ja, wollen Sie beide nicht etwas hereinkommen, ich werde für Frühstück sorgen, Sie haben gewiß noch nichts erhalten."

Gern folgten die Russen der Aufforderung, nahmen den angewiesenen Platz auf dem Sofa im Eßzimmer ein, bald standen Kaffee, Milch, Brot, Butter, Honig auf dem Tisch, und als das hübsche blonde Mädel dann auch eine dunkelbauchige Flasche mit Danziger Cordial herbeibrachte, mit dem wichtigen Gesicht einer jungen Hausfrau, da lachten die beiden Russen fröhlich, und Marie stimmte gern ein. —

Dann war der Kosak öfter gekommen, erst mit

dem Dolmetscher, später allein, Tag für Tag. Das deutsche Mädchen und der russische Krieger mußten sich wohl recht gut verständigen können. Marie dachte, es würde stets so bleiben.

Da, eines Septembernachmittags, hörte man näher und näher Geschützdonner, das Knarren der Maschinengewehre, auch Infanteriesalven. Einige russische Kompagnien stürmten flüchtend durch die Straßen, um den zur Grenze führenden Weg zu erreichen. Marie stand vor der Tür, erschrocken, zitternd, bleich. Pferdehufe klapperten hastig näher, der Kosak fegte heran, hielt, bot Marie innig die Hand, er hatte nicht ohne Abschied davonziehen wollen. Einige Schüsse knatterten, der Kosak ließ den Zügel los, schwankte hin und her, sank herab, während sächsische Ulanen mit geschwungenen Lanzen hurrarufend vorübersprengten, den fliehenden Feinden nach. — — —

Man begrub den Kosaken mit anderen gefallenen russischen und deutschen Kameraden außerhalb der Stadt; hatte dort, auf einer kleinen Erhöhung mit dem Blick auf Felder und Wälder, einen Soldaten-Friedhof angelegt, mit einem großen hölzernen Kreuz, auf welchem steht: „Ruhestätte der im Kriege 1914 Gefallenen."

Ein Grab zeichnet sich vor den übrigen, ach so schmucklosen, kahlen Hügeln aus, das des Kosaken. Zwei Rosenstöcke sind eingepflanzt und einige Töpfe mit Alpenveilchen, ein Immortellenkranz und frische Herbstblumen fehlen nicht.

An dem Grabe weilt Abend für Abend in stil- lem Gebet die blonde Marie.

„Die Kosakenbraut" nennt man sie im Städtchen.

Es liegt ein warmer, teilnahmvoller Klang in dem Wort.

Der Spion.

Hauptmann M. vom Großen Generalstab, zur Nachrichtenabteilung eines Armee-Oberkommandos gehörend, setzte sich die hornumfaßte Brille auf und sah die eingegangenen Meldungen wie Berichte durch. Die Stirn seines klugen, ernsten Gesichts zog sich in Falten: „Da lesen Sie 'mal," und er reichte einige Schriftstücke dem ihm gegenübersitzenden jungen Hauptmann R., der erst dieser Tage den zweiten Stern auf den Achselstücken erhalten. „Die Sache kommt mir jetzt doch seltsam vor. Ich gehöre nicht zu denen, die gleich Spionage wittern, wenn 'mal etwas nicht nach Wunsch geht, aber dieses in den letzten Wochen mehrfach beobachtete Vorstoßen der Russen auf verschiedene Punkte, wie gestern Szittkehmen, die wir schwächer besetzt hielten, läßt doch vermuten, daß die Kerls drüben gut benachrichtigt werden. Ihre Flieger sind's nicht, die ihnen das bringen, sie haben ja hier keine mehr, und ihre Pa-

trouillen auch nicht, hier scheint sich's um direkten Verrat zu handeln."

Eine Ordonnanz trat herein, Hauptmann M. eine Besuchskarte reichend. „Landratssekretär Haßler" stand drauf.

„Der Herr möchte eintreten."

Der Hauptmann hatte sich erhoben und begrüßte den schmächtigen, graubärtigen Herrn, der um Entschuldigung bat, daß er zu so früher Morgenstunde komme, aber er hätte noch gestern abend mit dem Herrn Landrat Rücksprache genommen, der ihn gebeten, vor Beginn des Dienstes diesen Brief hier abzugeben, der vielleicht irgendwelches Interesse für die Herren vom Nachrichtenbüro habe. Er übergab dabei einen beschmutzten Briefumschlag, erläuternd bemerkend, daß er ihn gestern unter dem Briefkasten des Postgebäudes gefunden. Wahrscheinlich sei der Brief bei der Leerung herausgefallen, in dem Regenwetter wäre die Aufschrift verwischt worden, er hätte den Brief, um den Absender festzustellen, geöffnet, und ein in geläufiger russischer Schrift abgefaßtes Schreiben gefunden. Das wäre ihm und auch dem Herrn Landrat doch merkwürdig erschienen, denn es seien ja jetzt nur noch ein paar hundert Einwohner hier, da die Mehrzahl in neu ausgebrochener Russenfurcht geflohen; man könnte sich die Anwendung des Russischen nicht erklären.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen, wir werden gleich erfahren, worum es sich handelt," und Haupt-

mann M. händigte den Brief seinem Kameraden ein. Der überflog die Zeilen und las dann: „Liebe Schwester! Bitte, erhebe doch von dem auf Deinen Namen eingezahlten Guthaben bei der Ostbank fünfhundert Mark. 200 davon behalte für Dich, da Du bei den jetzigen schlechten Zeiten das Geld wohl brauchst. 150 sende an Emil und den gleichen Betrag an mich. Beides per Postanweisung, aber verzeichne als Absender meinen früheren Chef. Von Emil habe ich lange nichts erfahren, was ja auch zu erklären ist. Teile mir doch auch mit, ob durch die Reichsbank in Berlin auf Dein Konto eine neue Einzahlung erfolgte, wie ich es vermute. Mir geht es unberufen gut, nur habe ich viel Langeweile, da meine wenigen Bekannten fort sind; natürlich ist auch mein Chef wieder ausgerissen, als kürzlich hier ausgeklingelt ward, daß der Zivilbevölkerung das Verlassen der Stadt anzuraten wäre. Es scheint also nicht gut zu stehen! Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen, ich bleibe hier, mir passiert nichts. Mit herzlichen Grüßen Dein Georg."—

„Allerdings auffällig," meinte Hauptmann M. „Warum die russische Schrift, warum die Heimlichtuerei, daß der Name des Chefs beim Geld angegeben werden soll, und dann das: „Mir passiert nichts". Mit diesem „Georg" möchten wir uns doch mal des näheren beschäftigen. Aber wie finden wir ihn?" Er hielt den Briefbogen gegen das Licht, der als Wasserzeichen die Figur einer Germania mit der Unterschrift „Viktoria-Post" aufwies.

„Wir müssen 'mal bei den in Frage kommenden Geschäften uns erkundigen, ob sie dies Papier vorrätig haben und an wen sie es in der Stadt verkauften," sagte der Offizier. „Vielleicht bringt es uns auf die Spur. Jedenfalls kann man den Versuch machen," und er richtete seinen Blick auf den Sekretär.

„Ich stelle mich Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung, Herr Hauptmann," versetzte jener. „Ich werde sofort die paar Läden aufsuchen und Ihnen unverzüglich Mitteilung machen."

Die Nachforschungen blieben ergebnislos, eine der wenigen Buchbindereien hatte das Papier geführt, die Inhaberin konnte sich nicht besinnen, an wen sie es verkauft.

Da erschien am folgenden Morgen in der „Zeitung" des Städtchens folgende Ankündigung:

Russischer Dolmetscher
gesucht, der bereit ist, bei etwaigem russischem Einfall hier zu bleiben. Es handelt sich um Vertrauensstellung bei einer Behörde. Meldungen unter R. 716 an die Expedition d. Zeitung, unt. Beifügung einer russischen Schriftprobe und Angabe der Bedingungen.

In der früh hereingebrochenen Nachmittagsdämmerung des gleichen Tages weilte der Landratssekretär im Nachrichtenbüro. „Wir haben den Georg," meinte er mit leisem Frohlocken in der Stimme zu

Hauptmann M., einen Brief überreichend, der in der Expedition des Blattes eingegangen war. Er wies dasselbe Papier und in der verlangten Probe die gleichen russischen Schriftzeichen auf. „Ich habe mich auch bereits nach dem Schreiber erkundigt," setzte der Sekretär hinzu. „Es ist ein Georg Gutowsky, 24 Jahre alt, der seit zwei Jahren bei dem Vieh- und Getreidehändler Franz Epha als Kontorist und Einkäufer tätig war. Er wohnt Gartenstraße 24, hat jetzt die ganze Wohnung allein inne, da die Besitzerin und Vermieterin geflohen ist. Während der dreiwöchentlichen Russenherrschaft war Gutowsky hier geblieben, sein Chef, der des besten Ansehens genießt, war damals geflüchtet und ist auch jetzt wieder fort. Weiteres konnte ich über den jungen Mann nicht erfahren."

Der Hauptmann nickte befriedigt: „Das genügt mir schon, und wir werden nun den Georg Gutowsky unter unsere Lupe nehmen. Vorläufig herzlichen Dank! Ihnen, Herr Landratssekretär, brauche ich ja nicht erst zu sagen, wie wichtig das strengste Schweigen ist."

Am folgenden Abend traten zwei Landwehrmänner in die am Marktplatze gelegene, erst seit kurzem wieder eröffnete „Konditorei zur Post", die, da hier auch Bier zum Ausschank gelangte, sehr stark von den unteren Beamten der benachbarten Feldpost sowie nicht minder von Soldaten besucht wurde. Waren doch die übrigen Lokale fast sämtlich geschlossen und ihre Besitzer noch nicht zurückgekehrt.

Die beiden Landwehrmänner suchten nach einem Platze und ließen sich an einem der Marmortischchen nieder, an dem ein junger, schlanker, bartloser Mann saß, scheinbar völlig in das Lesen einer Zeitung vertieft: Georg Gutowsky. Einer der beiden Soldaten holte am Schanktische zwei Seidel, man zündete die Zigarre an, plauderte erst mit verhaltener Stimme, allmählich jedoch ungezwungener, den ersten Gläsern noch einige weitere folgen lassend. Ein Berliner Anklang in der Sprache war unverkennbar.

„Ach, bin ich müde," gähnte der eine der beiden Krieger, die Arme reckend. „Wie freue ich mich auf den Schlaf!"

„Fürchte, Fritz, wird vergebliche Freude sein," erwiderte der andere. „Hörte vorhin vom Feldwebel, wir müßten um zweie 'raus. Sagte es mir ganz im Vertrauen. Unsere Kompagnie soll die Oberförsterei bei Meschkupschen besetzen, um den russischen Schuften, die bei Dubeningken sind, den Weg zu verlegen. Auch keine Freude, drei Stunden durch die nasse, dunkle Heide zu marschieren."

„Ne, wahrhaftig nicht. Na, Willy, dann wollen wir uns man aufs Ohr legen und ein bißchen Vorrat schlafen!"

Die beiden Landwehrmänner bezahlten und gingen; um den dritten Gast hatten sie sich nicht gekümmert. —

Zu früher Morgenstunde meldete der Fernsprecher dem Nachrichtenbüro, daß ein russisches Ba-

taillon bald nach Mitternacht von Dubeningken aus gegen Meschkupschen vorgedrungen, aber mit Verlusten von mehreren Abteilungen des Reserve-Regiments, die Vorpostenstellungen bezogen, zurückgeschlagen worden sei; man hätte 63 Gefangene nebst 2 Offizieren gemacht. —

Als Georg Gutowsky am Mittag vom Landratsamt, wohin man ihn auf Grund seines schriftlichen Anerbietens gerufen und einige Zeit aufgehalten hatte, in seine im dritten Stock eines neueren Hauses gelegene Wohnung zurückkehrte und nach Öffnung der Tür den dunklen Flur betrat, schlossen sich zwei kräftige Arme um ihn, die einem der gestrigen Landwehrmänner angehörten; der zweite stand mit emporgehaltenem Revolver da. Die beiden angeblichen Soldaten trugen jetzt schlichte bürgerliche Kleidung.

Der junge Mann zitterte und schwankte, daß ihn einer der Geheimpolizisten stützen mußte, als man ihn in das Eckzimmer führte, dessen eines Fenster auf den gegenüberliegenden Kasernenhof, dessen anderes auf den Markt ging. Auf dem Sofa des wohnlich eingerichteten Gemaches saß ein jüngerer Kavallerie-Offizier, der gemächlich seine Zigarette rauchte und aufmerksam den Eintretenden musterte. Auf seinen Wink hin schob einer der Polizisten zu dem vor dem Sofa stehenden Tisch einen Stuhl, auf den Georg Gutowsky völlig gebrochen niedersank. — Der zweite Polizist goß aus einer Karaffe Wasser in ein Glas, es dem gänzlich Erschöpften reichend.

„Also, Herr Gutowsky," begann nach einer kurzen Pause der Offizier, einige Bogen Papier vor sich zurechtlegend und eine neue Zigarette anzündend, „Sie werden gewiß nicht leugnen, daß Sie als Spion in russischen Diensten stehen. Ihr Leugnen wäre auch völlig nutzlos, Sie sind überführt! Alles Nähere liegt dem Kriegsgericht ob. Ich habe hier nur noch einiges zu überprüfen. Sie haben, um bloß weniges hervorzuheben, in jüngster Zeit den Russen Mitteilungen gemacht von unseren Stellungen bei Szittkehmen und in dieser Nacht von der beabsichtigten Besetzung der Oberförsterei bei Meschkupschen. Sie bedienten sich zu Ihren Mitteilungen" — diese Worte und die folgenden sprach der Offizier in geläufigem Russisch, beobachtend, wie der Angeredete zusammenzuckte und sich seine Stirn mit feuchtem Schweiß bedeckte — „des Fernsprechers, der in der Hülse des von Ihnen entfernten Gasometers in der Badestube untergebracht ist. Seit wann betreiben Sie die Spionage?"

Der Verhaftete antwortete nicht.

„Nun," fuhr der Offizier wieder deutsch fort, „das geht mich auch nichts an. Wer hat aber den Fernsprecher angelegt?"

„Ein russischer Stabshauptmann," kam es kaum hörbar von den blassen Lippen.

„Ich vermute, er hat hier gewohnt," meinte der Offizier leichthin, „Sie, der Sie während der Russenzeit hier geblieben und hier Ihr Zimmer gehabt, machten mit ihm Bekanntschaft, und als nun die

Russen fort mußten, übergab er Ihnen den Apparat. Wohin geht die Leitung?"

„Nach Wisztyniec."

„Aha, das dachten wir uns schon. Haben Sie besondere Erkennungsworte, wenn Sie anläuten?"

„Meinen Vornamen."

„Und hier Helfer und Helfershelfer?"

„Nein!"

„Also Ihre Nachrichten sammelten Sie, wie gestern abend, in der „Konditorei zur Post"? Machten sich an Soldaten heran, an Feldpostbeamte, an sonstige Militärpersonen? Und dann sind Sie öfter aufs Land gefahren, wollten von Flüchtlingen Vieh und Pferde kaufen, erfuhren und sahen dies und jenes, waren auch mehrfach auf dem Bahnhofe?"

Der Gefragte nickte bejahend mit dem Kopf.

„Und wo lernten Sie Ihr Russisch? Denn Sie schreiben ohne Fehler."

„In Wilna. Dort verlebte ich meine Jugend. Meine Eltern —"

„Genug, das gehört in die nähere Untersuchung. Ich habe nur Auftrag, die Probe aufs Exempel zu machen. Also, Herr Gutowsky," und die bisher mehr plaudernde Stimme des Offiziers nahm einen harten, befehlenden Klang an, „Sie werden jetzt in meiner Gegenwart mit Wisztyniec sprechen, mit dem Stab der russischen 5. Division. Sie werden folgendes sagen: „Ein Landwehrbataillon will in dieser Nacht längs der Roßpudar von Filipowo aus Bakar-

lazewo erreichen! Haben Sie verstanden? Schreiben Sie sich's lieber auf," und er schob Papier und Bleistift über den Tisch.

Die Fesseln wurden gelöst, aber die zitternde Hand vermochte kaum den Bleistift zu halten.

„Dann werde ich es schreiben," versetzte der Offizier. „So, lesen Sie's mir vor."

Mit leiser Stimme las der Gefangene die russischen Worte.

„Nehmen Sie sich zusammen," mahnte der Leutnant, „Sie müssen mit Wisztyniec sprechen, wie sonst. Vorwärts!"

In dem von der Küche her erhellten, jenseits des schmalen Flurs gelegenen Badezimmer stellte einer der Beamten eine dort vorgefundene Stehleiter an den hoch angebrachten Gasometer, in welchem sich der Fernsprecher befand. Der andere Polizist stand auf der nächsten Sprosse hinter Georg Gutowsky, den Revolver in der Rechten.

„Sie wissen, was Ihrer wartet, wenn Sie meinen Befehl nicht aufs genaueste ausführen," meinte ernsten Tones der Offizier. „Hier, was Sie zu sagen haben," und er reichte ihm das Blatt.

Der Anschluß wurde hergestellt: „Ja, Georg," sagte russisch der Spion, und las, sich sichtlich zusammennehmend, den vorgeschriebenen Satz ab, den Hörer gleich anhängend.

Über das hübsche Gesicht des Offiziers huschte ein kaum merkbares, befriedigtes Lächeln. . . . —

Am nächsten Morgen lief im Nachrichtenbüro die Meldung ein, daß man ein russisches Regiment nahe Filipowo nach gelungener Umzingelung gefangen genommen und drei Maschinengewehre erbeutet habe; nachfolgende russische Streitkräfte wurden unter schweren, feindlichen Verlusten zurückgewiesen, eine verborgene deutsche Feldbatterie wirkte in erheblicher Weise mit.

Drei Tage später war die Zahl der namenlosen Gräber unweit des Gefängnisses der kleinen ostpreußischen Stadt um ein neues vermehrt. —

Inhalt.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Eiserne Zither

Kriegslieder

von **Ludwig Ganghofer**

1914

Erster Teil. – 15.–20. Tausend

Klein-Oktav. In Leinwand gebunden M. 1.–.

Es sind zündende, poetisch schöne Gedichte über Kriegs- und damit zusammenhängende Ereignisse, welche der allgemein bekannte und beliebte Dichter uns bietet. Wir sind überzeugt, daß die hübsch ausgestattete Sammlung Begeisterung hervorrufen und in allen deutschen Landen guten Absatz finden wird.

Volckmar's Weihnachtskatalog.

Eiserne Zither

Neue Kriegslieder

von **Ludwig Ganghofer**

Zweiter Teil. — 1.—7. Tausend

Klein-Oktav. In Leinwand gebunden M. 1.–.

Vaterlandsliebe und heiliger Zorn haben dem Dichter diese aus tiefster Seele flutenden Verse eingegeben. Ungekünstelt, aber voll heißen Lebens klingen diese Verse, die aus der deutschen Not geboren und vom Glauben an Deutschlands Sieg durchzittert sind. Ganz besonders ergreifend ist: „Der heilige Tag“, deutsche Elegie, jeder deutschen Mutter aus dem Innersten gesprochen. – Das Buch ist ein vorzügliches Werk der Kriegsliteratur. Lübener Stadtblatt.

Vaterland

Kriegsballaden und Lieder

von **Friede H. Kraze**

1914

Klein-Oktav. Steif geheftet M. 1.–.

Das sind schwungvolle Sonette, Balladen und Lieder, das ist kein gewöhnliches Reimgeklingel, was in diesen Versen zum Ausdruck gelangt, nein, das sind herrliche Worte, die in gefälliger, fließender Form den Leser erfreuen und ergötzen.

Süddeutscher Börsen-Courier, München.

Der Kriegspfarrer

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege

von **Friede H. Kraze**

Oktav. Geheftet M. 3.50, fein gebunden M. 4.50.

Wer jetzt Unterhaltungsliteratur zur Hand nimmt, der will auch da Bilder aus Kriegszeiten haben. So wird dieser Roman vielen in der Gegenwart willkommen sein. Wir begrüßen ihn als einen Roman großen Stils. Die furchtbaren Kriegsnöte der schlimmsten Vergangenheit werden in herben Linien gezeichnet. Und hoch über ihren Schicksalen stehen die Edelgestalten des tapferen Pfarrers Hans Dietrich Burckhard und der thüringischen Freiin Brigitt von Werzentorff. Durch ihre sittliche Kraft siegen sie über alles Elend. Der Roman steht auch rein künstlerisch betrachtet auf bedeutender Höhe. *Die Wartburg, Leipzig.*

Jan von Werth

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege

von **Franz Herwig**

1. bis 3. Tausend

Oktav. Geheftet M. 4.—, fein gebunden M. 5.—.

Es ist ein überaus flott geschriebener Abenteuerroman, der jedoch in allerlei kleinen Feinheiten Zeugnis von einer liebevollen Vertiefung in historische Vorstudien ablegt. Über dem Ganzen liegt ein Etwas, aus Sturmwind und Sonnenschein gemischt, die wilde Poesie einer Reiterattacke. In einem Dasein wie diesem drängen sich alle Lebensenergien auf eine Jugendepoche zusammen, die sich bis ins späte Mannesalter dehnt. Was dann folgt, ist jähes Niederbrechen der überspannten Kraft — Greisenalter — Sonnenuntergang, dem weder die sonst so hoch geschätzte kaiserliche Gnade, noch fürsorgliche Freundschaft oder hingebende Frauenliebe die tiefe Schwermut nehmen kann. — Das Buch gehört zu den literarischen Seltenheiten, die spannend und doch gut sind, und sei deshalb warm empfohlen. *Nordd. Allgemeine Zeitung, Berlin.*